

heiben
 art liefert
chs & Co.
 95 Michaelstr. 56/58
 Glasschleiferei
 ngen aller Art.
 nirgendwo billiger als bei
irevenbroich.

UNG im
WELLEN
 ohne Gefahr -
 ügung. -
 itte für jedes Haar.
 ung unverwundlich.
 Neuß,
 Telefon 2712.

attartoffeln
 ter Zertierung am Lager
 offel-Großhandlung
Breite Str. 102
 Weverstr. 7, Tel. 2727.

Burg, Hüte
 form schön, billig
ich, Marktplatz 3.

anfaff Im
strie - Café

an den Osterfesten
 die bekannte
 ions-Kapelle Neumann

urant Frings
imlinghausen

Ostermontag ab 4 Uhr

TANZ

hausen
 thias Meuter
 g findet in meinem
 4 Uhr ab
vergnügen
 nstaltet vom MG.V.
 wozu Freunde und
 il. eingeladen sind.

rimlinghausen
 ort direkt am Rhein
ntag Tanz.
 is ladet freundl. ein
Joh. Kroonen.

Bast neu
Sofa
 billig abgegeben.
 Rheinwallstr. 5.

Baufelle
 Mandstr. Obererstr.
 preiswert zu verk.
 Angeb. u. 8 760
 an die Exped.

Mehrere Fuder
Sauerfutter
 abgegeben
Rander, Gueitem.
 Zwei hochtragende

Sauen
 zu verkaufen
Wattb. Rütten.
Gubischals.

3 Monate alt
Stoffohl.

von einetrag. Ei-
 tern zu verkaufen.
 Nehme auch eine
 junge heide. Ruh
 in Rahm. Ab-
 angst die Exped.

Schöne 6 Wochen
 alte Schweine u.
 Anbaufrucht-Sau-
 tarzoffeln i. Crin.
 Abloot hat abzu-
 weich. Gierath,
 Leiden 543, Amt
 Grevenbroich.

Sch. ja. Schweine
 von best. Abfams-
 ung abgegeben
 del. Schiffer, Dol-
 mittern, Dünker.

Gartenstraße
L. Gartenland
 verpachtet. Näh.
 Buchstr. 178.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 16 - Sonntag, 21. April 1935

Ostern 1935

In der heiligen Osternacht trägt das Licht über die Finsternis den strahlendsten, sonnenhaftesten Sieg davon, den die Welt je gesehen hat. Das ist die erste Idee und Wirklichkeit, welche die Künstlerin und Mutter Kirche im Gottesdienst mit bildhafter Anschaulichkeit und dramatischer Wucht gestaltet: Darum der Zug aus der nachtdunklen Kirche, in der alle Lichter erloschen sind, in die graue, schlafende Morgendämmerung des Friedhofes, wo dann aus dem Feuerstein der Funke geschlagen wird zum neuen heiligen Feuer. Aus der Todesnacht des schauer-vollsten Grabes, aus dem scheinbar unbittlichen und undurchdringlichen Sarg- und Grabstein der Vernichtung, entspringt das Licht, das keine Nacht und keinen Untergang mehr kennt. Aufglüht aus dürrem Holz und Reisig wie der brennende Dornbusch die Sonne. „Christus“ im Osterfeuer, dem Vogel Phönix gleich, der aus der eigenen Asche jugendlich zur Unsterblichkeit sich erhebt.

In früheren Zeiten, da das Volk noch mehr mit der Kirche lebte, da es, unverbildet durch unser papierenes rationalisiertes, materialisiertes Zeitalter, noch Auge, Sinn und Herz für heiligen Volksbrauch, für tief sinnige Symbolik, für blutwarmes Leben hatte, da holte sich jede Haushaltung von dem geweihten Feuer einen Feuerbrand für den häuslichen Herd, um damit im Sinnbild, Christus, das Osterlicht in der Herzmitte der Familie zu bergen, sie von ihm erleuchten, erwärmen, durchglühen zu lassen; alles aus dem fröhlich-seligen Osterglauben heraus, den das Exultet, die Weihepräfation der Osterkerze, in die Worte faßt: „Dies ist die Nacht, von der geschrieben steht: Die Nacht wird hell sein wie der Tag, und die Nacht ist meine Leuchte bei meiner Wonne.“

Dieses Osterfeuer der Osternacht, d. h. der, der in ihm symbolisch dargestellt wird, Christus, ist die wahrhaft göttlich-großmütige und göttlich-gnadenvolle Erfüllung jener heißen Sehnsucht nach dem Lichte, nach der Sonne der Gerechtigkeit, die in dem dunklen Advent, in der düsteren Karzeit des Heidentums aus den Sonnenwendfeuern unserer heidnischen Vorfahren zum Himmel loderte, ist die Erhellung ihres flammenden Gebetsrufes zu dem, was sie verehrten, ohne es zu kennen: „O Aufgang, Glanz des ewigen Lichtes, Sonne der Gerechtigkeit: komme, erleuchte uns, die da sitzen in der Nacht, im Schatten des Todes.“ Das christliche Osterfeuer von heute wird allerdings damit auch von selbst zur flammenden und feurigen Verwahrung gegen alle Bestrebungen, das ewige Licht des Christusglaubens auszulöschen, gegen die Behauptung und Erwartung, daß das Christentum in Deutschland bald nur eine Episode sein werde. Die gebührende Antwort darauf ist, daß das christ-katholische Volk, die christkatholische Jugend am Osterfeuer wieder das Herdfeuer der Familie und am Osterlicht des Ostergeheimnisses ihren sieghaften Osterglauben entzündet an jenem Morgenstern, der nicht untergeht, der, aus der Unterwelt zurückgekehrt, dem menschlichen Geschlechte hell und freundlich leuchtet.

Was heute die besten und edelsten deutschen Katholiken aus ganzer Seele ersinnen in der Osternacht, bietet uns die große Künstlerin und Erzieherin, die Kirche: beseele, geadeltes Volkstum, sakramental geweihten und geheiligten Volksbrauch, sie reicht es unserer durstigen Seele auf goldener Weiheschale, indem sie singt: „O wahrhaft heilige Nacht (welche die Ägypter beraubte, die Hebräer bereicherte). O Nacht, in welcher Himmlisches mit Irdischem, Göttliches mit Menschlichem Vermählung feiert.“ Wenn je, dann ist jetzt die Zeit gekommen, in der unser katholisches Volk wieder mit seinem innigen deutschen Gemüt, seiner taufischen, kindhaften Fröhlichkeit und Empfänglichkeit diesen Jubel aufnehmen und dadurch für den innigen Bund zwischen Christentum und Volkstum, zwischen Kirche und Deutschtum Zeugnis geben muß.

Doch zurück zur Feuerweihe! Eine Kerze wird am heiligen Feuer entzündet und sodann einer Laterne geborgen. Die Prozession wendet sich zum Einzug in das noch dunkle Gotteshaus. Am Eingang legt der Diakon als Osterherold das weiße Levis-tengewand, das Freudenkleid an, ergreift den Triangel, die dreiarmlige Kerze, und zündet in drei Abständen je einen Kerzenarm an, wobei er gleichzeitig den im Ton dreimal sich steigern- den Jubelruf: Lumen Christi, Licht Christi, erschallen läßt, und alles Volk erwidert ihm mit einem ebenso seligen Deo gratias. Immer höher tönt der Gesang, immer heller wird das Gotteshaus, immer tiefer dringt die Osterprozession und mit ihr das neue Osterlicht in den Dämmer Schatten, in das Dunkel des Kirchenraumes. Und dann flammt zuletzt die Osterkerze vor dem Altare auf mit ihren fünf Wunden, in denen fünf Weihrauchkörner, die Symbole der Unsterblichkeit, geborgen werden; vor dem Altare aufflammt unter den Klängen des „Exultet“, des wohl schönsten, poetischsten und musikalisch vollendetsten Hymnus der Kirche. Es freue sich die Erde, vom himmlischen Licht bestrahlt! Und vom Lichtglanz des ewigen Königs umflossen, wisse sie, daß die Finsternis von ihr gewichen ist, welche den ganzen Erdkreis bedeckte. Jubele auch du, Mutter Kirche, geschmückt mit dem Glanze eines so großen Lichtes! „Dies ist die Nacht, in welcher Christus die Bande des Todes zerreißt und als Sieger von der Unterwelt emporsteigt. O glückliche Schuld, die einen so vorzüglichen und so erhabenen Erlöser zu erhalten verdiente.“

Und nun leuchten, an der Osterkerze entzündet, alle Lichter der Kirche auf, ihre Feuerzungen vereinen sich mit der Zunge



Ostermorgen
 „Sel nicht ungläubig, Thomas“

Linolschnitt von Maria Boissard

des Diakons zum Gebet: „Wir bitten dich, o Herr, daß diese Osterkerze, die zur Ehre deines Namens geweiht ist, um die Dunkelheit dieser Nacht zu verschleichen, fortbrenne, ohne zu erlöschen! Wir bitten dich nun, o Herr, gib ruhige Zeiten und würdige dich, uns und die ganze Geistlichkeit, das fromme Volk und unseren heiligen Vater und unseren Bischof in dieser freudigen Osterzeit unter deinem beständigen Schutze zu leiten, zu lenken und zu bewahren. Der katholische Christ, der diesem in wundervoller dramatischer Lebendigkeit sich entfaltendem Lichterschauspiel mit wachem Verständnis, mit seelischer Anteilnahme und gemütvoller Innigkeit folgt, ist gefeit gegen die Locken von Irrlehren, die ihn in Nacht und Nebel locken. Seine Feuersäule ist Christus, der ihn in die Finsternis der Sünde verdrängt, „der den Gefallenen die Unschuld, den Trauernden die Freude zurückbringt, der den Haß verbant, den Frieden stiftet und die Gewalten in den Staub beugt.“ Wahrhaftig ein Volk, eine Jugend, die als heilige Gottesgemeinde mit Papst und Bischof, unter dem Schutze der Osterkerze, dieser feurigen Wolkensäule des neuen Bundes aus der ägyptischen Finsternis des Unglaubens, durch das rote Meer in der Wüste der Erdennot dahinzieht, wird doch das gelobte Land des Seelenglückes, der Himmelsnade, des ewigen Lebens wohlbehütet erreichen! So wird das Lichtsymbol der Osternacht zum Unterpfand und

zur Verheißung auch des wahren Völkerglückes und Völkerfriedens.

Vierzig Tage brennt und leuchtet vom Karsamstag an die Osterkerze im Gottesdienst vor dem Angesicht einer jeden katholischen Pfarrgemeinde, still, hehr und feierlich. Und ihr Leuchten und Strahlen ist das Echo des Heilandeswortes: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh. 8, 12), ist die Mahnung an die Pfarrfamilie: „Am Osterfeuer des heiligen Karsamstages entfacht die Herdflamme deines christlichen Familien-sinnes; der Triangel des Lumen Christi, des Lichtes Christi, entzündet wieder in deiner Seele den Lichter-Dreiklang des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, der über den schönsten und glücklichsten Tagen deiner Geschichte leuchtete, die Feuersäule der Osterkerze, Christus, der ewige, nie untergehende Morgenstern, der Aufgang aus der Höhe, sei dein Führer aus ägyptischer Nacht in das Morgenrot eines neuen lichten Ostern voll Götterglaube und Christusgnade inmitten der Wirnisse und Irrnisse der Zeit und ihrer Not: Die Osterkerze strahle uns auf, die wir in Finsternis und Todesschatten sitzen, und lenke unsere müden, strachelnden, stein- und dornenwunden Füße auf den Weg des Friedens!

Dr. P. Tischleders

Momme Nissen :

Frühling der Seele.

Ueber dieses sehr weit gefasste Thema wird Momme Nissen, der am 26. April sein 65. Lebensjahr vollendet, in diesen Tagen ein Buch herausgeben (bei Herder in Freiburg im Breisgau), das in sieben Aufsätzen über große beifallswürdige Gestaltung der europäischen Geistesgeschichte ein Bild von dem idealen Aufbau der Persönlichkeit gibt; hier ein schöner Wagniss aus dem Vorwort.

Kultur der Seele — hat es gegenständlich mit einem Inhalt von unbegrenztem Ausmaß zu tun. Auf diesem Feld der Kultur wird die größte Anlage bebaut, die es in der Natur gibt; denn diese Anlage ist nichts Geringeres als der von Gott in den Leib des Menschen hineingegebene Same des unsterblichen Lebens. Dieses Feld der Kultur bedarf der allergrößten Pflege: denn Seelen zu bilden ist die Kunst aller Künste. Gott selbst ist Mensch geworden, um den durch Menschenhand gestörten Urdplan des Schöpfers bezüglich der Menschenwesen zu einer neuen vollendeten Durchführung zu bringen. Dieses Feld der Kultur trägt endlich die erhabenste Frucht: der menschlichen Seele ewiges Glück in vollkommener Verherrlichung Gottes.

Kultur der Seele — verleiht jeder andern Kulturarbeit erst Zielrichtung und innern Sinn. Weit entfernt, irgend welchen Kulturgebieten fremd oder gar feindlich gegenüberzutreten, befruchtet sie alle. Sie allein legt sie in die rechte Beziehung zueinander, verbindet sie und veredelt sie. Ohne Seelenkultur ist jede andere Kultur tot und zwecklos.

Kultur der Seele — schafft Ebenmaß im Menschen. Sie regelt die Phantasie, zähmt die Leidenschaften, schult Verstand und Willen, formt taugereifte Charaktere. Sie leitet an zur Selbstzucht, setzt der Willkür Grenzen, beschneidet Wucherungen, sanftigt die Hornmütigen und kräftigt die Schwachen. Sie lehrt den Menschen, sich nach innen zur Straffen und sich nach außen dem Dienst am Ganzen hinzugeben.

Kultur der Seele — stellt die innere Harmonie her zwischen Einzelnen und Gesellschaft. Wo sie Platz hat, da geben sich beide bereitwillig und wechselseitig, was sie einander schuldig sind, und weit darüber hinaus.

Kultur der Seele — bringt Schönheit, Wohlstand und Würde in das Menschenleben. Sie umfriedet und verbindet alle gutgesinnten Erdensöhne wie Erdenvögel. In ihrem natürlichen Ziele ein humanistischer, ist sie in ihrem ganzen Umfang ein

christlicher Begriff. Seelenkultur in seinem Sinne zu betreiben, danach ringt seit tausend Jahren unablässig der hochgepaunte Germane, um seinen Geist und seine Schaffenskraft zu jenem Hochgrad der Entfaltung zu bringen, der seiner tiefen Naturanlage entspricht.

Kultur der Seele — geht immer aus auf Verebelsung und Verinnerlichung des ganzen Menschen. Sie geht doppelt aus: Ganzes: Kultur als solche will immer Lebenspflege, will Ganzheit. Und auch Seele, von sich aus, kann nichts anderes als Ganzheit wollen. Sie drängt immer zu einfacher, ja einseitiger Erfassung des eigenen wie allen Seins.

Kultur der Seele — will die Persönlichkeit frei entfalten zu jedem Schaffen, dessen sie fähig ist. Sie entfernt die Hemmungen dafür, sie entfesselt alle Fruchtbarkeit des Geistes. Sie ermöglicht Aneignung alles dessen, was Natur und Uebernatur dem Menschen zu geben vermögen. Sie läßt schöne Volksbildung und reine religiöse Bildung schmelzvoll zusammenfließen, um die Seele hienieden schon zur möglichen Vollendung zu führen, um ihr jenes Bild aufzubringen, das Gottes Idee und Gottes Wille für sie ist.

Kultur der Seele — macht den Menschen reicher und reifer von Tag zu Tag. Ihre sorgsame Pflege erschließt mehr und mehr den klaren Ausblick auf die wahren Güter und auf die endliche Heimat der Seele. Wenn Gott auch eine Seele ohne jede Kultur auf höchste Begründung fann und oft das vor der Welt Grobe, wenn es der wahren Seelenkultur entbehrt, durch das Kleine bestimt, so ist doch Regel, daß edle Seelenbildung den Geist am besten vorbereitet, um den Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen und ihn zur fruchtbaren Entfaltung zu bringen. So dient Kultur vorbereitend dem Kultus. Kultur der Seele gipfelt in Heiligung der Seele.

Kultur der Seele — umgreift den ganzen Umfang und Gehalt des geschöpflichen Lebens. Denn die Seele ist (wie Thomas von Aquino im Anschluß an des Aristoteles Buch über die Seele sagt) „eigentlich alles“. Sie ist von Natur darauf angelegt, alles zu erkennen. Auf diese Weise ist es möglich, daß in ihr die Vollkommenheit des ganzen Weltalls zum Vorschein kommt, Gestalt gewinnt. So besteht denn die größte erreichbare Ausgestaltung, zu der eine Menschenseele gelangen kann, darin, daß in ihr die gesamte Ordnung des Weltalls und seiner Ursachen eingezeichnet ist. Und das soll bereits in der Anschauung Gottes seine volle Erfüllung finden.

kleidet ist. Das älteste Beispiel bietet die syrische Bibel des Mönchs Rabula vom Jahre 586 (jetzt in Florenz). In majestätischer Ruhe gibt sich der Herr des Lebens, die Aureole ums Haupt statt der Krone, dem Tode dar.

Ergreifend ist ein Fresko der gleichen Art aus dem achten Jahrhundert in Santa Maria Antiqua in Rom. Die großen schwarzen Augen sind bezwingend auf den Beschauer gerichtet und dringen bis ins Innerste seiner Seele. Die hochgehobene Gestalt in blauer, gelb gestreifter Tunika predigt den Triumph des Kreuzes.

Eine ähnliche Darstellung enthält ein schönes Manuskript des hl. Gregor von Nazianz aus dem neunten Jahrhundert. (Nationalbibliothek in Paris). Auch in Frankreich und Deutschland, hier zuerst ums Jahr 1000 in Braunschweig, gab es Kreuzigungen in der orientalischen Form. (Es würde weit führen, auf die Entstehung der Legende von der hl. K. u. m. e. n. i.) aus dem frauenähnlichen Gewand des Gekreuzigten einzugehen.

Ueberreich ist das symbolische Beiwerk in dem berühmten Portus Deliciarum der Abtissin Herrad von Landsberg aus dem 12. Jahrhundert. Neu ist dabei der zerrissene Tempelvorhang, und das Grab Adams. Die Ecclesia reitet auf einem apokalyptischen Tier, die Synagoge, mit verhöhlten Augen, auf einem Esel.

Der Gekreuzigte, obwohl in der Aureole, neigt sein Haupt, der Körper ist leicht gebogen, die Arme senken sich etwas. Das Mitleid hat der frommen Malerin die Hand geführt. Ähnlich ist ein Kreuz aus der französischen Schule aus der gleichen Epoche. (Vomont.) Zwei der seltenen Beispiele, wo der Schmerz durch weniger strenge Linien schon vor dem 13. Jahrhundert leise sichtbar gemacht ist.

Erwähnt seien noch die Kreuze, wo — seit der Karolingerzeit — königliche oder kaiserliche Persönlichkeiten betend davor knien: Meistens handelt es sich um Miniaturmalerei; (z. B. Stundenbuch Karls des Kahlen in München, Evangelienar zu Eghernach mit Otto III. und seiner Mutter Theophano) auch auf dem oben erwähnten Giselakreuz knien Gisel und ihr Gemahl Stephan von Ungarn.

Es kommt die Zeit der Kreuzzüge. Die Kreuzfahrer, die dort gekämpft, gelitten und gebetet haben, „wo das blutige Kreuz eingepflanzt war“ (Zasio), haben wohl größere Liebe und Verehrung des leidenden Heilandes gelernt und so in der Heimat die allmähliche Umwandlung des Kreuzbildes vorbereitet. Die mitgebrachten Partikel vom „wahren Kreuze Christi“ regten die Gläubigen zu zahlreichen Wallfahrten an. Das letzte und kostbarste Kreuzesstück Konstantinopels, das Siegeskreuz der byzantinischen Kaiser, kam in den Besitz des Ritters Heinrich von Ulmen. Das wundervolle Kunstwerk befindet sich jetzt im Dom zu Limburg.

Den Hauptanstoß zur veränderten Darstellung gibt die Mystik, besonders der glühende Kreuzesliehaber Franziskus.

Der symbolische Charakter der früheren Zeit verschwindet; ein religiöser Subjektivismus durchdringt die Darstellung. Nicht der triumphierende, sondern der gemarterte Gott menschlich hängt an drei Nägeln „in schwerem Todesbange“, ganz klaglich ausgegossen, „Mörder gleich entsetzt“ am Kreuze, das sterbende Haupt mit der Dornenkrone beschwert. Und man möchte bei seinem Anblick mit Venantius Fortunatus bitten:

„Heiliges Kreuz, du Holz der Treue, ehler Baum, dem, keiner gleich . . . Deines hohen Königs Glieder spannen aus auf hartem Schaft!“

Dr. Maria Fäßlinber.

Vorbereitung in der bildenden Kunst.

Von der frühchristlichen Zeit bis zum 13. Jahrhundert.

Vor einiger Zeit wurde in Kreuznach an Stelle des alt-ehewürdigen, von ruderloser Hand zerstörten Brückenkreuzes ein neues errichtet. Erkennen und Kopfschütteln bei vielen Zuschauern; denn das war nicht der allgewohnte Anblick. Eine einfache Frau neben mir sagte, dem Empfinden Ausdruck gebend: „Ist das ein Kreuz? Wo ist denn da das Haupt voll Blut und Wunden?“ Als ich ihr erklärte, so, als König am Kreuze stehend, sei Christus jahrhundertlang dargestellt worden, sah sie mich zweifelnd an, daß es bis zum fünften Jahrhundert überhaupt kein Bild des Gekreuzigten gab, sagte ich ihr nicht. Und doch ist ein langer Weg von den ersten christlichen Jahrhunderten bis zur Darstellung des leidenden Heilandes im 13. Jahrhundert.

Uns Furcht vor Verfolgung oder Verneuerung ihrer hl. Geheimnisse hatten die Katakombenchristen fast nur eine symbolische Kunst. Dazu kam die äußerste Scheu, an die Kreuzigung des Erlösers zu erinnern, (in der Kunst) solange das Kreuz — die entehrende Strafe der Sklaven — den Heiden eine Lorcheit war. (Der Gekreuzigte mit dem Haiskopf auf dem sogenannten Spottkreuz vom Palatin ist nach neueren Forschungen ein ägyptischer Gott.) Meistens verbarq eine nur den Eingeweihten verständliche Form auch das bloße Kreuz. Der Anker, allein oder — wie am Sarkophag der Livia Primativa — zwischen zwei Fischen (dem Sinnbild Christi), der Baum des Lebens, der Stab des Moses, der von einer Schlange umringelte Dreizack, die Oranten mit ihren ausgestreckten Armen, der segnende Patriarch Jakob und die beiden kreuzförmigen Buchstaben des griechischen Alphabets Chi und Tau (X und T). In der Priscillakatakomba findet sich jedoch ein griechisches (X) und in der Domitillakatakomba sogar ein lateinisches Kreuz.

Nach dem Siege Konstantins an der milvischen Brücke (313) wurde das Symbol der Schwach allgemein zum Siegeszeichen, und mit der Auffindung des Kreuzes Christi durch die Kaiserin Helena (um 320) beginnt seine öffentliche Verherrlichung. Die ergreifende Adoratio crucis am Karfreitag nimmt ihren Ausgang von Jerusalem, wo der größte Teil des hl. Kreuzes aufbewahrt wurde. Außerdem wurden Konstantinopel und Rom, die große Kreuzpartikel erhielten, die vornehmsten Stätten für seine Verehrung. Ueberall erscheint das hochheilige Zeichen jetzt: aus leuchtendem Mosaik in der Apsis oder auf dem Triumphbogen der Basiliken, auf der Front der Häuser und Kirchen und auf der Brust der Gläubigen, auf Münzen, Kronen und Sarkophagen; allein oder wie in Santa Pudenziana in Rom von den Attributen der vier Evangelisten umgeben, auch mit dem Monogramm Christi geziert, das in früheren Darstellungen der Auferstehung die Gestalt des Gekreuzigten vertritt. Eins der schönsten Beispiele dafür haben wir auf dem Passionsjarsophag im Lateranmuseum: über einem griechischen Kreuz, auf dessen Arm zwei Tauben stehen, erscheint das H (X und P) von dichtem Vorbeertranz umgeben; zu Füßen sitzen zwei schlafende römische Soldaten.

Erst im fünften Jahrhundert zeigen sich schärfsten und sichtlich die ersten Kreuzigungsdarstellungen. Die frühesten bemerkenswerten ist die auf dem Holzportal von Santa Sabina in Rom. (124 eingeweiht.) Hier herrscht schon die bis zum 13. Jahrhundert typische Auffassung: Die Idee des Triumphes ist so stark, daß die Künstler selbst bei der Gestalt des Gekreuzigten den Ausdruck des Schmerzes veracien. „Christus ist schon am Kreuzesholz“, sagt der heilige Augustinus, „und wäher der heilige Anselmus: die Christen sollten sich bei seinem Anblick eher freuen als betrüben. „Rom Holz als König Gott gebeut“, wie es in dem herrlichen Kreuzesholm des Venantius Fortunatus heißt) das ist das Leitmotiv, das den Gestalten vorherrscht. Soheitsvoll und göttlich, mit erhobenem Haupt und geöffneten Augen steht Christus mit gerade ausgestreckten Armen am Kreuze, die Füße, die mit je einem Nagel angeheftet sind, auf ein breites Trittbrett gestellt. Statt der Dornenkrone trägt er in der Romantik ein Königsdiadem oder einen Stierneif.

Bei den primitiven Kreuzen ist das alles natürlich nur angedeutet. Der bürgerliche (Einfluß des Orients!) Christus in Santa Sabina lehnt mit ausgebreiteten Armen, nur mit einem schmalen Gürtel bekleidet, an einer Mauer, zu beiden Seiten stehen, bedeutend kleiner, die Schächer.

Ein Kreuz und ein Gekreuzigter findet sich zum ersten Male auf einer Elfenbeintafel vom Ende des fünften Jahrhunderts. (Im Britischen Museum.) Der jugendliche, bartlose Christus ist an ein taufmännisches Kreuz geheftet, das die Inschrift: „Rex Jud.“ trägt — Maria, Johannes, der Hauptmann stehen zu den Seiten. Dicht daneben steht man den erhängten J u d a s, das einzige Mal in der Kunst.

Die Darstellung des Gekreuzigten in der frühchristlichen Zeit ist eine Reaktion gegen die Manichäer, die den Kreuzestod Christi leugneten, weil er nur die göttliche Natur habe, und Simon von Cyrene an seiner Stelle leiden ließen. Dennoch erlebten die Künstler bis zum achten Jahrhundert den Körper gewöhnlich durch das Lamm Gottes (so z. B. in San Clemente in Rom) oder durch eine kleine Büste Christi oberhalb des Kreuzes (so auf einer Ampulle in Monza). Ein Konzil von Konstantinopel befaß dagegen die ausdrückliche Darstellung des „Wortes“ in seiner Erhabenheit und Vermittlung. Bald darauf wurden infolge des Bilderstreites orientalische Mönche ins Abendland vertrieben, und unter ihrem und der Päpste Einfluß verbreiteten sich die Kreuzbilder überallhin.

Daneben findet sich das Kreuz auch noch losgerissen von der Kreuzigungsgestalt und zwar meist in der Form des Triumphkreuzes aus Edelmetall, Elfenbein oder mit Goldblech überzogenem Holz, herrlich geziert mit Edelsteinen, Gemmen und Email-Schmelz. Zu den schönsten dieser Vortrags- und Prozessionskreuze gehören in Deutschland: das Votharkreuz (Machen), das Rathilden- und Theophanuskreuz (Essen), das Giselakreuz aus Regensburg (München) und das Bernwardskreuz (Hildesheim). Seit der Karolingerzeit gibt es vereinzelt auch große ganz in Stein gehauene Kreuze.

Aber kehren wir zu der Kreuzigungsdarstellung zurück, die seit dem achten Jahrhundert die Oberhand gewinnt. Man muß dabei die orientalische und die hellenische Form unterscheiden. Charakteristisch für die orientalische Form ist die lange Tunika (mit oder ohne Ärmel), mit der Christus be-



Lucas Cranach d. J.: Auferstehung.

Deutsches Reichsbildungsmuseum

Werner Oellers:

Opferliche Wertschätzung.

Frei, mein Bruder, stand damals im ersten, ich selber im zehnten Jahre des Lebens. Es war der Karfreitag 1914, ein schöner, frühlinghafter Tag. Am Rande des Hofes, der an unsern Garten vorbeitrippelte, lag Frei mit verhorhtem Gesicht und starrte, ohne zu sehen, mit abgewandten Augen auf das gelbgraue stromende Wasser. Von Zeit zu Zeit spuckte er einen großen Vogen vor sich in die Luft. Bis das Spiel Ernst wurde und er mit aller Gewalt und schnell hintereinander zu spucken anging. Aber es wollte ihm nicht gelingen, das andere Ufer zu erreichen.

Da fiel ich zu ihm. Er wandte den Kopf und sah mich gequält an, mit abgründig schmerzvollen Blicken. „Was sagst du denn nun?“ fragte er und seine Stimme zitterte vor geheimem Bedrängnis. „Was sollst du sagen? Die es vermochten, taten ja doch, was sie wollten.“

Vor einer Viertelstunde hatte der Vater uns eröffnet, daß es nun Zeit für uns wäre, etwas Vernünftiges zu lernen und daß der Herr Pfarrer Kallen im nahen Grenzigt — es lag das eine halbe Stunde weit von unserm Dorf — so gütig gewesen sei und sich bereit erklärt habe, uns Lateinisch zu lehren. Zwei andere Jungen aus dem Dorf, unsere Freunde Paul und Anton würden mitmachen. Und am ersten Dienstag sollten wir vier nach Grenzigt gehen, um uns dem Herrn Pfarrer vorzustellen. So hatte der Vater gesprochen.

Also hatte er doch noch einen erwählt. Wochenlang war er von einem Pfarrer und von einem Kaplan zum anderen gelaufen, hatte zwei Paar Schuhsohlen und die flehendsten Reden riskiert und war überall höflich, aber bestimmt hinauskomplimentiert worden. Schon hatten wir uns, voll diebischer Freude, für dieses Jahr gerettet geglaubt. Wir hatten nicht bedacht, wir Toren, daß es in der Umgebung auch einen Pfarrer geben konnte, dem wir unbekannt waren und der aus solcher Unkenntnis den Mut finden mochte, da zu sagen. Da standen wir nun.

„Was heißt das überhaupt: Wir sollen uns vorstellen?“ fragte Frei wieder an. „Das ist doch Quatsch!“ Da, was hieß das? Wir konnten uns zwar allerhand vorstellen, aber wie wir uns selber vorstellen sollten, das konnten wir uns nicht vorstellen. Während ich noch darüber nachdachte, sagte Frei, fast schreiend, vor Zorn und Unerbittlichkeit — er hatte sich vom Boden erhoben und stampfte jetzt, Tränen in den Augen, die unschuldige Erde: „Ach tue das nicht! Ach stelle mich nicht vor, ich nicht!“ Ich versuchte ihn zu beschwichtigen: es wäre das sicher gar nichts so Schlimmes, es gehörte das wohl mit dazu, wenn wir jetzt Lateinisch lernen sollten, und am Ende, wenn es hart auf hart ginge, wären wir doch vier gegen einen. Mit naiven Augen blickte ich ihm Einverständnis auf ihn zu machen. Mit naiven Augen sah er mich groß und verstehend an, schloß die Lippen und sagte dann: „Das ist doch alles Quatsch!“ und war im nächsten Augenblick auf eifrige dabei, einen Pfarrer zu beobachten, der gemächlich im Wasser dahergeschwommen kam. Noch rechtzeitig vor dem Nachsetzen brachte er ihn nach Hause.

Es war ein herrlicher Ostermorgen, als wir zu viert über die Landstraße zogen und äußerst gemischte Gefühle gen Grenzigt trugen. Da wir in unserer Bedrängnis und Besonnenheit nicht wußten, was wir schon miteinander reden sollten — denn es verriet sich, daß auch Paul und Anton die Idee, uns Lateinisch beibringen zu lassen, verrückt und ihre Folgen brutal fanden — so beschloßen wir uns darauf, hin und wieder gar gewaltig auszulassen und allerhand ungeratene, aber männlich kraftvolle Sätze von uns zu geben. Denn solches gibt Mut und stärkt die Glieder. Dabei entging uns trotz unserer Schwermut durchaus nicht, daß es eigentlich und auf beiden Seiten abwechselnd von kleinen Wäldern und unwaldigen Büschen, von Wiesen und Aedern eingefasst, mit vereinzelten Bauernhöfen im Hintergrund, die sich auf der Mitte des Weges zu einem malerischen Bildchen zusammenfügten, ferner ein paar kleine Geschäfte und Ausflugstafeln. Insbesondere bemerkten wir auch mit Wohlgefallen die Anwesenheit unseres Vaders und der drei oder vier Wassermühlen mit den dazu gehörigen Staumauern, was alles zusammen einen bestimmten Teil niederdeutscher Landschaft aufs deutlichste kennzeichnet. Andessen war, trotz allen Anstrengungen, unser Mut noch nicht soweit wiederhergestellt, als daß wir schon hätten anfangen können, uns all den Herrlichkeiten hinzugeben. Denn es war unsere unerschütterliche Absicht, pünktlich um elf Uhr, wie uns aufgetragen war, beim Herrn Pfarrer anzukommen. Und das war unsere unerschütterliche Absicht, pünktlich um elf Uhr, wie uns aufgetragen war, beim Herrn Pfarrer anzukommen. Und das war unsere unerschütterliche Absicht, pünktlich um elf Uhr, wie uns aufgetragen war, beim Herrn Pfarrer anzukommen.

Auch Grenzigt ist ein niedliches Dörfchen mit eigenbrütlerisch hingelepten, meist lachwecken Häusern, die von der Landstraße noch durch Wiesen, Obst- und Gemüsegärten getrennt sind. Genau inmitten der Siedlung steht das Kirchlein mit kleinem, kritisch und neugierig über die Dächer blickendem Turm, und dem Kirchlein gegenüber, an einem schmalen Seitenweg, war die Wohnung des Pfarrers. Die Uhr des Kirchturms zeigte zehn Minuten vor elf, als wir mit banglich klopfenden Herzen ankamen. So setzten wir uns denn vorderhand wartend auf die Freitreppe des Pfarrhauses, entschlossen, beim ersten Glockenschlag der Turmuhr die Klingel zu ziehen, wobei wir überzeugt waren, daß solch raunenswerte Pünktlichkeit dem Herrn Pfarrer logisch den allerbesten Eindruck von seinen jungen Schülern vermitteln würde. Andessen ging, während wir noch flüsternd miteinander redeten, die Tür auf, und in ihrem Rahmen erschien, eine lange Tabakspfeife in der Hand, der Herr Pfarrer. Mit großen, erschrockenen Augen sahen wir hilflos zu ihm auf und sah erdeten Gesichtern, und kein Wort wollte in der Bedrängnis des Augenblicks über die erwarteten Lippen. Auch der Pfarrer sagte nichts und lächelte nur, und sein Lächeln machte uns nur noch verwirrt. Wie aus weiter Ferne hörte ich, nach einer unheimlich stillen Pause, Paulchen flötend: „Wir sind — die — Studenten“, und da bemerkte ich erwachend, daß ich der einzige war, der noch auf der Freitreppe hockte. Ich weiß nicht mehr genau, wie alles gewesen ist. Wir saßen auf einmal in der uns später so vertrauten Stube rund um einen Tisch, und der Herr Pfarrer, im Lehnstuhl an einer Breitseite, dachte nach, während wir uns, nach dem wir einzeln unsere Namen hatten nennen müssen, mit gütiger und sanfter Stimme auf uns ein. Es waren wohl, ich weiß das nicht mehr genau, Mahnungen und Beisungen, die er uns erteilte, im ganzen also eine Ansprache, für die kein dringliches Interesse bei uns vorlag. Andessen war diese Viertelstunde unseres ersten Beisammenseins, in der mir vor lauter Aufregung weder vom Wesen des Pfarrers noch von den Dingen der Stube das Geringste ein-

ging, von einer bedrückenden Düstertät und Schwere, was schon daraus hervorgeht, daß trotz häufig sich ergebender Möglichkeiten keiner von uns ein Gesicht zu schneiden oder mit den Augen einem andern zugewinkeln sich vermaß. Es muß also, wie jedem Verständigen einleuchtet, ein wahrhaft schreckliches Zusammensein gewesen sein.

Nachher war es uns, als hätten wir geträumt. Wir standen auf der Straße und hatten heiße Gesichter, und jeder hielt ein in grüne Leinwand gebundenes Buch in der Hand, auf dem zu lesen stand: Ostermann-Müller, Lateinisches Übungsbuch. Anton war der erste, der zu sich kam. „Kriegen wir jetzt auch eine Studentenmütze?“ fragte er sinnend. Frei sah ihn mit großen Augen mächtig und gar verächtlich vor sich hin und sagte „Quatsch!“ Sonst sagte er nichts. Paul aber führte mit nicht mißzuverstehender Gebärde den Zeigefinger an die Stirn.

Auf dem Heimweg — Paulchen blieb unterwegs bei der Verfolgung eines Eichhörnchens mit traurigem Ergebnis im Stachelstrauch hängen — schlich in meine Seele eine wachsende Unruhe. So sehr ich mich auch dagegen wehrte, das Gefühl, Notwendiges, vielleicht Entscheidendes veräumt zu haben, wurde immer stärker und drückender. Zwar wußte ich nicht zu sagen, worin dieses Notwendige hätte bestehen sollen, aber ich warf mir vor, es nicht erforcht zu haben. Denn es müßte sein, daß die Erlernung der lateinischen Sprache zum Ziele hatte. Mit Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit war das sicher nicht getan.

— Je mehr sie uns zu Hause ausfragten und je eingehender sie sich nach allen Einzelheiten des Besuchs erkundigten, desto größer wurde das inwendige Schuldgefühl, desto größer auch die äußere Unsicherheit. In demselben Maße aber wie meine

Heitere Geschichte von Henny Alberta Hansen:

Bogomil Knopf, der Offener.

Bogomil Knopf, ein begüterter Junggeheile vorgeschrittenen Alters, mit stattlichem Baue und zierlichen Nadeln, stand vor dem großen Spiegel seines Ankleidezimmers und betrachtete sich mit liebevoller Kritik. Wirklich, noch ganz passabel, auf tausend Schritt der Mann von Welt und Inhaber eines vielstimmigen Baugutabens — von lauter Dingen, die einer Frau eine sorgenlose und standesgemäße Zukunft verbürgen. Wenn Hanna ihn mit dem Brachwisch, diesem windigen Stridenten und der Hangelader, verglich, so hätte er sich nicht zu sorgen, wie die Junggeheile ausfallen würde; Hanna war eine vernünftige Entscheidung ausfallen würde; Hanna war eine vernünftige Frau, und über das Alter roterroter Baufisch-Träume hinweg. Allerdings — Bogomil rief sich nachdenklich die etwas niedrig geratene Denkerin — wer mit Frauen rechnet, muß doppelt rechnen, hatte sein Vater immer gesagt. Damals, vor zehn Jahren, stellte Hanna den Bogomil lachend vor den Spiegel und sagte: „Bogomil, sieh dir das Bild an!“ Sie stellten uns ja auf dem Bahnamt aus! Er war betrieblig gezogen, und die Hanna heiratete ein paar Monate später den Baufisch-Träume. Der hatte sich für Frau und Kinder die Schwindelacht rangeschuftet und war vor zwei Jahren gestorben. Nun sah die Hanna da mit der schmalen Benison und den drei Wärmern, und er, der Bogomil Knopf, würde sie am ersten Dienstag ein zweites Mal fragen, ob sie seine Frau werden wollte. War ja einfach Menschenpflicht. Daß man sie noch ebenso lieb hatte wie vor einem Jahrzehnt, das konnte man hübsch für sich behalten. Die Junggeheile sind nachher besser nicht in Gefühlen. Und die Kinder, die lächen Wären, hingen mit einer wahren Affenliebe an ihrem guten Onkel Bo; zwar toben sie mit dem



Ostermorgen

(Deutsches Nachrichtenbüro)

Die ersten Blumen.

Wie uns das Wunder immer neu ergreift,
Daß sie die schweren Schollen überwinden,
Geheimnisvoll den Weg zum Lichte finden,
Sobald des Frühlings Hauch die Erde streift!

Woh! uns, daß ihre Schönheit wieder lebt!
Vom Sieg des Lenzes, dem sie schweigend dienen,
Singt jubelvoll die Lerche über ihnen,
Die triumphierend hoch in Lüften schwebt.

Anna Enderb-Dig:

Unsicherheit wuchs der Argwohn der Eltern, daß etwas nicht stimmte, daß wir etwas vor ihnen zu verbergen hatten. So begannen sie mit Güte und Drohungen in uns zu dringen, ohne daß es ihnen fürs erste gelang, etwas Befriedigendes aus uns herauszuholen.

Erst beim Abendessen, auf erneutes Drängen, zerbrach der Widerstand. Mit Gewalt mußte ich die Tränen zurückhalten, und Frei sah mich über den Tisch hinweg mit wütenden Blicken an, als ich stotternd und ängstlich sagte: „Wir — haben — uns nicht — vorgestellt.“ Noch klingt mir das schallende Gelächter in den Ohren, das nach Sekunden sah verdunkelten Schweigens um mich aufbrachte. Noch sehe ich mich, blutrot im Gesicht, im Innersten verwundet, vom Tische schleichen und auf unsere Kammern flüchten.

Ach war noch nicht im Bett, als Frei mir gefolgt kam. Er sah mich nicht an, er sagte nichts, er betrieb wortlos seine Entkleidung. Bis ich ihn auf einmal mit schneidend verächtlicher, ein wenig mitleidiger Stimme sagen hörte, er sah dabei wie von ungefähr zum Fenster hinaus: „Beder blamiert sich so gut, wie er kann.“ Da schlug ich ihm meine neue Dade, die ich gerade in der Hand hielt, um die Ohren, daß es staubte. Von dem andbrechenden Kriegslärm aufgehört, eilte der Vater auf die Walfahrt und stellte mit einer Serie wohlgezielter Treffer die Ruhe und Ordnung wieder her.

Der, dem Brachwisch, auch — Herr Knopf warf die Nagel-schere unwillig hin. Dummes Zeug, er sah Gespenster, die Hanna war kein Baufisch mehr und der Brachwisch ein Windhund; denn einer, der Theaterstücke schreibt, der kommt nie auf einen grünen Zweig, wenn er auch zehnmal „gnädige Frau“ flötet und gefühvoll die Hand küßt. . . . Na morgen würde sich ja finden! Bogomil hatte den Kindern etwas Großartiges versprochen. einen wirklichen Osterhasen von der Osterwiege im Himmel. Zu diesem Zwecke ließ er sich ein tadelloses Halsstücken bauen und eine Riesentierpe in den herrlichsten Osteriern füllen. Er wollte heimlich in den kleinen Pavillon im Garten schleichen, sich dort umziehen und dann überraschend erscheinen. Er freute sich dieblich auf die Rolle . . .

Und es ging alles wie am Schnürchen. In aller Frühe hatte Bogomil Kostüm und Kiepe ungelegen in den Pavillon geschmuggelt, war dann gegen zehn Uhr selbst gekommen und ruftend in den Halspelz gekrochen — in dem halbdunklen Raum eine schwierige Angelegenheit. Gerade, als er die Tür öffnen wollte, hörte er Stimmen: Frau Hanna und der Windhund, der Brachwisch. Gelblich, was der Kerl für eine süßliche Stimme hatte, und überhaupt: Was hatte der hier am Ostermorgen in aller Frühe schon zu suchen? Jetzt mußten sie heimlich vom Pavillon gehen, denn Bogomil konnte jedes Wort verstehen. Die flehende Stimme des Windhunds: „Frau Hanna, liebe Frau Hanna, bitte, sagen Sie ja, mein Lebensglück hängt doch daran . . .“

„Gut, Erich, ich bin einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß es unser Geheimnis bleibt, bis Sie einen Erfolg zu verzeichnen haben . . .“

Bogomil hatte sich mit zitternden Händen zu einem Stuhl gesetzt und war köhnend zusammengekauert. Alles verloren, alles. Die Hanna! Nein, wer konnte sich in Weiberherzen aus! Seit seinen Jungentagen liebte er sie, hatte er sie angebetet, weihen Hergens verzichtet und ihre Wege nicht geachtet. Zwei Jahre lang war er mit größter Rücksicht und Zartheit um sie, in der festen Zuversicht, diesmal nicht abgewiesen zu werden, und jetzt, ein paar Stunden vor dem Ziel — Am liebsten hätte er geweint wie ein Kind, es war wahrhaftig zum Heulen! Aber dann packte ihn eine talende Mut. Er sprang auf, hob den Stuhl über den Kopf und schmetterte ihn an die Wand. Scheißstirren und Kinderchreien brachten ihn zur Besinnung. Himmel, die Kinder, bloß fort, daß ihn niemand hier fände! Mit einem Satz sprang er aus der Tür.

„Mutti, Mutti, der Osterhase, ein ganz großer, ganz wirklich Osterhase!“ Drei jubelnde Kinder umtanzten ihn, und drei jubelnde Stimmen riefen: „Und er ist voll Schokolade, Mutti, und hat Pfannkuchen am Kopf und an den Beinen und hundert, hundert Eier!“

Dem armen Bogomil tanzte alles im Hirn und vor den Augen. Er fühlte, wie eine flebrige Walle durch die Augenöffnung über sein Gesicht rann und sah Hanna mit dem Brachwisch über den Gartenweg herankommen. Da packte ihn der Mut der Verzweiflung. Mit einem Rud rief er die Kiepe vom Rücken und stellte sie den Kindern hin, dann sprang er mit großen Schritten zum Jaun und drüber weg. Das heißt: das wollte er. Er sprang zu kurz, fiel zurück und wußte nichts mehr. Als er zu sich kam, lag er auf einem Ruhebett, Hanna legte ihm kühlende Kompressen auf den Kopf, und Brachwisch bettete sein rechtes Bein vorsichtig auf einen Kissen. Schnell schloß er die Augen. Das war ja eine reizende Versicherung, das hatte ihm ausgerechnet noch gefehlt.

„Lieber Brachwisch, rufen Sie doch noch einmal beim Sanitätsrat an! Ich frage an, mich zu sorgen. Die Ohnmacht dauert zu lange.“

„Lieber Brachwisch!“ Immerhin noch „Sie“, aber, Heuchler sind sie alle, die Weiber. Und feinetwegen Sorge? Zum Lachen, vielleicht schlug ihr doch das Gewissen, wenn sie daran dachte, welch doppeltes Spiel sie gespielt. Ein Glitz, daß er noch nicht gesprochen hatte, denn ein zweites Mal einen Korb . . . danke beikens. Er warf sich wild auf die Seite, um dann schmerzvoll zu stöhnen. Da schob sich lachend ein Arm unter seinen Kopf und eine tränenschwere Stimme flüsterte: „Bo, lieber, lieber Bo.“

Dem lieben Bo stand einen Augenblick das Herz still, dann schlug es rasend. Er rief die Frau in seine Arme: „Hanna, meine

"Ganna, endlich, endlich mein!" Aber sah sie es ihm ein: "Und Brachwitz?"
"Gratuliert herzlich..." Der Dichter stand lächelnd vor ihm.
"Aber vorher, im Garten, ich habe doch selbst gehört — ich dachte, Du und Brachwitz —"
"Der Vorher an der Wand! Da, Brachwitz hat mich für eine Fremde um mütterlichen Schutz gebeten... Zur Strafe für Dein Mißtrauen erzählst Du den Namen nicht. Und

wenn Du Dich auch in die Pflaumentorte geßt, die ich extra für Dich gebacken, und die Pavillonfenster zerbrochen hast, so will ich Gnade vor Recht ergehen lassen und Dich den Kindern als ganz richtigen Osterhasen-papa beschenken."

Humoreske von Fritz von Woodtke

Ein unzufriedenwilliger Osterhase.

Die hellblauen Eier sind für Heinz, die rosafarbenen für Marianne, sagte Frau Ulmer zu ihrem Gatten; die beiden tauchten die langen Pinien in verschiedene Farbtöpfe, um die Erzeugnisse fleißiger Hühner festlich zu bemalen.

Und für wen streichen wir dann eigentlich die anderen Eier lila und hellgrün an? fragte der Gatte neugierig und spöttisch. "Etwas für Tante Amalie? Soll die alte Salatschnecke mit ihren sechs Jahren etwa den Kindern im Suchen Konkurrenz machen?"

"Sei nicht so naiv, Liebling!" gebot Frau Ulmer in durchaus freundschaftlichem Tone. "Dafür werden wir schon Abnehmer finden. Schlimmstenfalls suchen wir sie eben selbst." "Reichlich kompliziert", botte der jugendliche Gatte auf, "dann brauchen wir sie doch erst gar nicht anzustreichen, sondern verzehren sie besser im Urzustand." Aber der Blick von Frau Ulmer gestattete keine Widerrede mehr, und der liebevolle Gatte, im Berufsleben ein angesehener und wegen seiner Redegewalt gefürchteter Rechtsanwalt, verstummte.

Der Ostermorgen war herangebrochen. Fünfundsiebzig Eier lagen bunt, aber wohlgeordnet in einem Körbchen und warteten darauf, verpackt zu werden. Auf die Mitwirkung von Tante Amalie hatte man — nicht nur ihres vorgeschrittenen Alters wegen — verzichtet; so schauten sich die lila- und rosafarbenen und die grünen Eier immer nur verlegen und neugierig an; sie schienen sich zu fragen: Und wer sucht uns?

"Weißt Du was", sagte Frau Ulmer, der es nie an Geistesblitzen mangelte, "ich verstecke die hellgrünen Eier für Dich in meinem Arbeitszimmer und Du die lila- und rosafarbenen für mich in Deinem Arbeitszimmer. Schon als Kind war ich eine leidenschaftliche und hübsche Osterhasenjägerin. Schließlich ist das ja auch eine Art Sport, und überdies sind wir beide noch in jugendlichem Alter." Der Gatte nickte gutmütig und wohlgeklaut, und das Versteckspiel begann.

Leider stehen Großstadtmenschen keine verwinkelten und verwinkelten Gärten zur Verfügung, wohin man versteckt zu werden die Osterhasen eigentlich bestimmt sind. Ist es nicht fast unmöglich, daß man die Naturprodukte fest in Staubfangern und Blattenrücken von Ezechiasparaten verpackt! Aber findige Kinder entdecken sie selbst da, und während der siebenjährigen Heinz und die sechsjährige Marianne jubelnd und freudig ihre rosaroten und hellblauen Eier hervorgruben — natürlich nicht, ohne zum mindesten eine Vase oder eine Alt-Weißner Reitergruppe (zum Glück die mit den bereits beschädigten Verbleiben) zu zerbrechen —, war Frau Ulmer erregt und verbissen dabei, in ihres Gatten Arbeitszimmer das Unterste zu oberst zu kehren, während Herr Ulmer zwischen Spitzenwädel und weiblichem Krimskrams nach seinen hellgrünen Geschenken suchte.

Dabei kam es zu weit bedeutungsvollen Zwischenfällen, als es etwa das Zerbrechen einer Alt-Weißner Reitergruppe ist. Frau Ulmer stieß, nachdem sie lange und vergeblich im Schreibtisch ihres Mannes herumgewühlt hatte, einen kleinen, aber ihres Gatten Mark erschütternden Schrei aus, während Herr Ulmer fast zur selben Sekunde kreischend sich an den gleichfalls weißen Spiegelrand seiner Gattin klammern mußte.

Was war das? Frau Ulmer hielt auf die Photographie einer zuckersüßen Blondine, die mit der Unterschrift "Meinem Eduard in ewiger Liebe" versehen war und unter der ein längst verstorbener Rosenkranz lag.

Und was war Herrn Ulmer in seiner Gattin Zimmer begegnet, daß er noch immer sprachlos und weiß wie ein Blatt stand? — Ein amtliches Schreiben war ihm in die Hände gefallen. In das Haus des angesehenen Rechtsanwalts hatte sich ein Zahlungsbefehl eingeschlichen. "Für die im Herbst vorigen Jahres gelieferte Höhenjonne..." "Hatte er die nicht von seiner Frau zum Geburtstag erhalten?"

Beide Gatten begegneten einander erregt und verwirrt im Speisezimmer, beide hielten sonderbare, etwas veraltete Dinge in der Hand.

Frau Ulmer fand, wie schon Eva nach dem Sündenfall, zuerst die Sprache wieder. "Du Wärling", leuchtete sie, hielt ihrem Gemahl das verwiterte Bild der Blondine unter die verdunkelte Nase und schwenkte in der anderen Hand den verwesten Rosenkranz. Herr Ulmer jedoch hielt nur wütend und triumphierend zugleich den Zahlungsbefehl in die Höhe. "Du Hochstaplerin", räumte er, "und was ist das?"

Dann sah er, wie die Äste eines einst blühenden Rosenstrauchs als welkes zertrümmertes Laub am Boden lagen und die Photographie des Mädchens, gleichfalls zertrümmert, sich dazu gesellte.

"Mein Beweismaterial", schrie er hell und entsetzt auf. "Was?" fuhr Frau Ulmer wütend wie eine Löwin los. "Das ist mein Beweismaterial."

Da faßte der Rechtsanwalt seine Gattin fest an den Armen. "Liebling", sagte er, so ruhig und vernünftig, wie die eigenartige Lage es gestattete. "Es ist wirklich mein Beweismaterial, und wenn Du auch noch so sehr lauchst, was Dir übrigens reizend steht. Und zwar ist es das unerlöschliche Beweismaterial für den Scheidungsprozeß zwischen Herrn und Frau Schulmaier, das Du eben vernichtet hast. Du scheinst übersehen zu haben, daß es außer mir noch andere männliche Wesen gibt, die mit dem Vornamen Eduard geschmückt sind."

"Also ist das", sagte Frau Ulmer ganz leise und sanft, so daß man sie keinesfalls mehr mit einer Löwin vergleichen konnte. "Verzeih mir bitte! Das kommt von diesem blödsinnigen Osterhasen. Und dieser Zahlungsbefehl — ihre Stimme wurde jetzt völlig kleinlaut und zerknirsch — "ja, der ist die Folge eines zu großartigen Geburtstagsgeschenkes, das ich Dir im letzten Jahr machte. Weißt Du: die Höhenjonne." — Darauf entstand eine lange Pause.

"Ja, das werden wir in Ordnung bringen", sagte der liebevolle Gatte, "da ist also beim Osterhasen doch etwas Geheimes herausgekommen." Dann gingen sie gemeinschaftlich ins Kinderzimmer, wo Heinz und Marianne sich gerade mit ihren hellblauen und rosaroten Eiern bombardierten.

"Das ist nicht ganz der Sinn des Osterfestes", meinte der Rechtsanwalt kitzelnd und gab seinem Heinz einen freundschaftlichen Klaps.

Dann ging er mit seiner Gattin ins Wohnzimmer hinüber. "Nur der Osterhasenjäger war sicher sinnvoller, nicht wahr", sagte er schmunzelnd.

"Ja", erwiderte Frau Ulmer, "das kann man wohl sagen." Und sie umarmte ihren Gatten mit neuem Vertrauen.

Anfang August, bevor die Familie Ulmer von der Sommerreise zurückkehrte, entdeckte Emma, das alte Dienstmädchen, beim Großreinemachen an den unmöglichen Stellen sowohl im Arbeitszimmer ihrer Herrin als auch im Arbeitszimmer des Rechtsanwalts gänzlich veraltete hellgrüne und lila Gebilde, die sie kopfschüttelnd als Osterhasen erkannte. Sie stand vor einem Rätsel, das ihr treuer, aber alter Kopf nicht zu lösen vermochte. So warf sie denn die bunten Ausgrabungen mit spitzen Fingern und bestreute sie in den Kücheneimer.

Osterfest nach altem Brauch

Photo: Haneberg.

Gerhard Tilk:

Der Fräulein Wilhelm, der Bauer vom Lindenhof, hatte seine Lebensgewohnheiten, die manche nicht verstehen konnten oder wollten. Daraus machte er sich aber nichts, wie er auch niemals andere kritisierte. "Dabei ist so, wie er ist — und das ist gut so, das muß so sein", sprach er oft.

Aber warum sah er nicht schon lange auf seinem Anteil? Warum war er immer noch der erste, wenn die Sonne kam, und der letzte, wenn sie wieder ging? Über letzige Jahre trug er auf seinem Rücken und hatte Ruhe wohl verdient. Acht Kinder hatte ihn sein Weib geboren, die nun alle auf einem Hof saßen, in den sie hineingehertat hatten. Der Älteste war unter den Linden geblieben... Was sich auf manchen Höfen einmischte in der Zeit, da die Ältern beieinander saßen, an Andachtszeit und Zivildienst, das hatte der Weg unter die Linden nicht gefunden.

"Vater, aber nun ruht aus, hast Dich genug geplagt und geschunden", sagte der Sohn oft, nicht um den Alten loszuwerden, sondern aus ehrlicher Ergriffenheit vor dem, was der Vater vor sich gebracht hatte. "Neh mir nicht so daher, Ding. Genug tut man nie. Ich muß noch schaffen, muß, solange ich noch meine Knochen rühren kann. Ich bin's dem andern schuldig und Euch."

"Aber wer ist denn der andere, sag's doch endlich mal heraus." "Das laßt mein Geheimnis sein." Und damit war es wieder abgetan. Dann ging der Vater an seine Arbeit, griff mit fester Hand den Pflughebel oder stand auf dem Erntewagen.

Die Zeit der Not lief über die Felder und Höfe. Fräulein Wilhelm sah nicht rechts und nicht links. Er wußte, daß hinter dieser Zeit eine andere kommen mußte, eine bessere, das war immer so gegangen. Wie konnten denn alle die, die nicht wieder heimgekommen waren aus dem großen Krieg, umsonst gefallen sein. Das wäre sinnlos gewesen, und es gab nichts Sinnloses auf der Welt, nein, bestimmt nicht. Das war des Bauern Meinung.

An einem Tag im Jahr mußte der Lindenhofbauer alle seine Kinder um sich haben. Da sah er mit ihnen zusammen und es schien, als schloße er da immer wieder neue Kräfte. Und alle meinten, der Vater wäre wohl wieder jünger geworden, obwohl sich seine Jahre doch immer mehr zum Kranz reichten. Einmal, das wußten alle, da würde dieser Kranz geschlossen sein. — Doch der Tag der Zusammenkunft würde beibehalten werden, das war jedem Wunsch und Verlangen bestimmt. — Hätte Ostern nicht näher gelegen? Nein, Karfreitag, das hab ich mit mir so abgemacht, und das soll so bleiben." Zu Ostern war jeder wieder auf seinem Hof. Und jeder hatte ein tiefes Gefühl in sich verschlossen, das ihm der Vater nahe gebracht. Unsere Lebensarbeit, unser ganzes Leben ist ein Opfer, ein Schaffen für die Zukunft... Das nahm jeder mit in seinen Arbeitstag hinein und richtete sich daran auf, wenn Jagen einmal im Herzen hochkommen wollte. Da, dieser Tag mit seiner Tiefe war doch der rechte, der in ewiger Wahrheit immer wieder den höchsten Sinn des Lebens vor die Seele stellte. — Und doch blieb immer noch das Geheimnis, das der Vater in sich trug wie eine stille Flamme.

Ich hing an diesem Alten, als wäre er mein Vater. Und ich gehörte zu dem Hof unter den Linden, als wäre ich eins von den acht Kindern, die hier gewachsen waren. Und viel Lebensweisheit habe ich von hier in mir hinausgetragen und habe drauf mein Leben weitergebaut.

So war es wieder Karfreitag geworden und, wie immer nach dem großen Krieg, der Familienkreis versammelt. — Es war spät am Abend, und ich sah noch allein mit dem Alten. Und als hätte ich an einem verborgenen Faden gepupst, kam etwas auf in ihm, was schimmernd in seine Augen trat. Ein Gefühl



Es ging für mich.

glitt da über meine Seele, weich und groß zugleich. Und der Alte gab sein Geheimnis hin:

"Das vorletzte Kriegsjahr hatte angefangen, da mußte auch ich noch den grauen Rod anziehen. Wäre ich auch lieber weiter hinter dem Pfluge hergegangen, was half es, das Vaterland brauchte jeden. Und so lernte der Rücken seine neue Last tragen, und das Auge fand auf dem Weg über Äcker und Korn. Da, ja, ordentlich jung wurde man eigentlich nochmal. — Dann ging es hinaus nach dem Westen. Die Hölle war das da, die Hölle. Und ich wußte nicht einmal mehr, ob drüber überhaupt noch ein Himmel sein konnte. Und doch mußte noch ein Gott da sein, denn sonst hätte mich diese Hölle auch verschlingen müssen. Karfreitag war's im Jahre achtzehn. Die Sonne schlief noch, da sollten wir vor aus der Niederstellung. Der Franzose plante wohl etwas, und da mußten wir eben. Zwei junge Kerls hatten neben mir gelegen, als der Befehl zum Fertigmachen kam. Ei Himmel, was fragten die zusammen. Wie es wohl da vorn wäre. Ob's wohl tut, wenn man eins abträgt, und noch vieles. Blutjunge Leuten waren es, Freiwillige... Und wie ich ruhig zu ihnen sprach, da kamen sie ganz dicht an mich heran und drückten meine Hand, als habe ich es ihnen leichter gemacht."

Nach dem Befehl kam noch einmal der Unteroffizier mit einem Bettel und sagte, die Freiwilligen jounbo bleiben zurück zur besonderen Verwendung. Da sah mich der eine mit großen Augen an und lief dann hin zum Unteroffizier und sagte: "Dort Unteroffizier, ich möchte mit nach vorn, ich möchte nicht hierbleiben. Der dort — und er zeigte auf mich — der hat acht Kinder, lassen Sie den hier."

"Befehl ist Befehl, da kann...". Da kam gerade der Leutnant, und als er hörte, was der Junge wollte, klopfte er ihm die Schulter und sagte: "Dann geh und halt Dich brav!" "Ich werde nie die Augen vergessen, mit denen er mich anblinnte, ehe er ging. Mir war es so schwer ums Herz. Er umfaßte mich und drückte mich wie einen Vater. So ging er für mich nach vorn. Ich wußte nicht, ob ich mich freuen sollte. Ich dachte an gar nichts mehr und wurde ganz still. — Er ging für mich und starb. Als es hell wurde, stürmten sie, und da hat es ihn gefaßt. — Ich habe keinen mehr, keine Eltern, Du hast acht Kinder. Aber vergiß mich nicht, Kamerad, dies waren seine letzten Worte gewesen..."

Der Alte blickte vor sich hin. Seine Gedanken rannen wohl durch die wogende Zeit zurück. Mir war's, als sähe ich in der Ferne ein Kreuz aufragen, über dem in Riechenbuchstaben die gleichen Worte standen: er ging für mich! — Und nach einer Weile fuhr der Alte fort: "Deshalb darf ich nicht ausruhen, deshalb muß ich schaffen, solange noch Atem in mir ist. Er starb für mich, damit ich leben sollte, leben für meine acht Kinder. Und das muß ich tun. Und wenn ich einmal gehe, dann sollen sie auch sagen können, er hat für uns geschafft, er ging für uns nach vorne. So soll es weiter sein und bleiben. Einer muß für den anderen nach vorne gehen, das habe ich von dem jungen Kameraden gelernt. Deshalb ruf ich am Karfreitag meine Kinder zusammen, damit sie ihr Leben recht verstehen."

Dann war das Schweigen groß und weit zwischen uns. Doch in mein Herz fiel ein tiefes Versehen um die größten Dinge des Lebens.

Schweigende Kritik.

Der junge Galey hatte eine Oper komponiert und lud seinen Lehrer Cherubini zu einer Aufführung ein. Nach dem ersten Akt fragt Galey wieder. Cherubini gibt wieder keine Antwort.

"So geben Sie mir doch wenigstens eine Antwort," rief der verlegene Komponist.

"Darauf soll ich Ihnen denn antworten?" erwiderte in stoischer Ruhe der Meister. "Sie haben mir ja in den letzten zwei Stunden nichts gesagt."

Ein

Daß wir unsere Leser, gelangt sind auch der ungewohnten Gedanken an wahrheitliche könnte; zur sich das erpölichen Betr hat, daß er f gang von D aus dem D

Dieses nicht nenne Spreche

vielmehr, d eine gewiff wenn man zu diesem Papier br

Diese

Fest nicht haben, und

Dienstes e erfüllt un

allerdings Tag sein

Freude", d östlichen

bierte Per oder auf d

Leistung Gmund, u

der impoli etwas übe

beten" De aus dem

Fest war

(Bei d

"Herrnau

Wette au

beteitigt

Wetten u

als unitt

Figaros

Dorothea

wo i r un

Also:

Ra, u

es muß

Gaule un

das ist ei

Wir

Zunächst

Reußer

wir uns

wird ich

Erklär

der ichle

fraglich,

kommen

aus, zur

sein voll

wahrsc

— C

und wo

dann w

hinter f

sein, w

Garten

in der

so End

Wo

dieser

aus de

ich die

freiere

vor de

Al

schwin

einen

einan

verge

große

W

eine

ein

Brat

Unpolitische Chronik

Neu, 21. April 1935

Die üblichen neuen Worte.

Daß wir nun endlich bei Oftern gelandet sind, das werden unsere Leser, wenn sie mit dem Studium der Zeitung bis hierher gelangt sind, mittlerweile schon auf verschiedenen anderen Seiten gemerkt haben; aus diesem kühlen Grunde will denn auch der unpolitische Chronist sich in diesem Jahre die österlichen Gedanken an dieser Stelle verheizen, obwohl er solche Gedanken wahrscheinlich ebenjotig wie andere Kollegen in Worte kleiden könnte; zur Feier des 10jährigen Chronisten-Jubiläums will er sich das ersparen, zumal er beim Studium seiner früheren österlichen Betrachtungen mit Schaudern und Entsetzen festgestellt hat, daß er fast in jedem Jahre in irgendeiner Form sich an Wolsgang von Goethe vergangen hat, in dem er den bekannten Vers aus dem Osterpaziergang aus dem „Faust“ abdruckte.

Dieses Mal aber will der Chronist tapfer bleiben, und ihn nicht nennen, obwohl es keinen besseren gibt.

Sprechen wir also hier nicht von Oftern; freuen wir uns vielmehr, daß wir das nicht brauchen. Denn es muß wohl doch eine gewisse schmerzliche Bewegung des Bauchfells auslösen, wenn man etwa jedes Jahr solche und ähnliche Festgedanken zu diesem oder zu anderen Festen von sich geben und auf das Papier bringen muß.

Diese Feststellung soll allerdings unsere Achtung vor dem Fest nicht beeinträchtigen; schon allein, daß wir kleine Ferien haben, und einmal für einen oder gar zwei Tage nicht auf des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr zu schauen brauchen, das erfüllt uns mit einer kleinen, spießigen Freude, der wir uns allerdings gerne und freiwillig hingeben. Nur der, der jeden Tag sein Penjum abzugeben hat, weiß von dieser „spießigen Freude“, die wir als eine göttliche Gratizgabe zu unserem österlichen Fest mit Begeisterung hinnehmen. Selbst der „möblierte Herr“ stellt um Oftern herum Weidenbüschen auf den Tisch oder auf das Buffet, was für einen möblierten Herrn eine Höchstleistung bedeutet. Wieviel mehr haben wir „anlässigen“ dann Grund, uns auf das Fest zu freuen; dennoch aber verneint sich der unpolitische Chronist am Rande der nochmaligen Verjuchung, etwas über Oftern zu sagen, vielmehr macht er seinen „gebildeten“ Lesern die Freude, jenen berühmten Vers von Goethe aus dem Faust zu zitieren, indem es heißt: „Oftern, das liebliche Fest war gekommen!“

(Bei den gebildeten Lesern wird sich nun ein Gespräch über „Hermann und Dorothea“ und „Faust“ entwickeln, das in eine Wette ausarten könnte, an deren Ertrag ich in keinem Falle beteiligt sein möchte. Wir „ungebildeten“ aber, die solche Wette nicht machen und solche Sorgen nicht haben, erklären uns als uninteressiert, ob dieser Vers falsch oder richtig ist, ob er aus „Hermann und Dorothea“, aus dem „Faust“ oder aus „Hermann und Dorothea“ stammt. Laß die Gebildeten sich nur anken, in dessen wir uns dem österlichen Frieden hingeben.)

Also: „Oftern, das liebliche Fest war gekommen!“ . . . Na, und über das Wetter wollen wir erst gar nicht sprechen; es muß einfach schön sein auf Oftern; sonst bleiben wir eben zu Hause und ärgern uns ein bißchen. Zwei Tagelang sich ärgern, das ist eine ruhige runde Leistung!

Wir wollen nicht hoffen, daß sie von uns gefordert wird. Zunächst geben wir uns heute ganz der Stimmung hin, die wir Reuher aus der alten Osterfeier beziehen, und ohne die wir uns eine rechte Oftern gar nicht denken können; der Rest wird sich dann schon finden.

Erläuterungsweise hat das Legegeschäft der Osterhasen unter der schlechten Witterung sehr gelitten, und darum ist es sehr fraglich, ob überhaupt alle Kinder auch nur ein Oftern bekommen werde; die Erwachsenen fallen ziemlich bestimmt ganz aus, zumal auch die Brutalität der Fühner sehr zurückgegangen sein soll, so daß auch die tödlichen kleinen gelben Wollhühnchen wahrscheinlich an Oftern sehr selten sein werden.

— Cha, man hat eben wegen der Witterung die tollsten Sorgen und wenn wir wirklich gutes Osterwetter bekommen sollten, dann wollen wir es erst nachher loben, wenn alle die Tage gut hinter sich gebracht haben, und unser Glück soll erst vollkommen sein, wenn wir an Oftern in einer der vielen verschwiegenen Gartenwirtschaften gefessen haben, an sauber gedeckten Tischen, in der Sonne usw., wie wir das eigentlich so verlangen können, so Ende April.

Wollkomme aus Wollfressen.

Was nun hier kommt, ist garnicht österlich; aber ich habe es dieser Tage irgendwo gelesen, und da mir leicht solche Sachen aus dem Gedächtnis und aus der Mappe verschwinden, so will ich diesen Vorfall doch in der heutigen österlichen Ausgabe registrieren, damit unsere Leser auch den gebührenden Respekt vor den Leistungen anderer Völker bekommen. —

Also:

„Zwei biederer Amerikaner — John Murray und der Distanzschwimmer Morris Kellam — haben in Sarasota auf Florida einen merkwürdigen Wettbewerb durchgeführt. Sie hatten miteinander gewettet, wer auf einen Eiß eine größere Mahlzeit verzehren würde. Der „Kampf“ ging in Anwesenheit einer großen Anzahl von Neugierigen vor sich.

Murray ließ sich die nachstehende Speisefolge vorsetzen: eine Terrine voll Suppe, ein gebratenes Huhn, einen Fisch, ein Beefsteak von einemhalb Pfund Gewicht, einen Teller Bratkartoffeln, eine Portion Sellerie, vier Portionen Speiseeis,

eine Torte, ein Brot, drei große Gurken, einen Teller Ananas-Erdbeeren, ein Glas Milch, zwei Flaschen Bier und ein Glas Wasser.

Nachdem die Jury die verzehrten Speisen gewissenhaft registriert hatte, startete Mr. Kellam als zweiter Konkurrent. Hatte schon die Leistung seines Vorgängers Verwunderung erregt, so waren die Anwesenden einfach platt darüber, welche Mengen von Speisen der Schwimmer vertilgen konnte. Es waren dies: 1 Terrine voll Suppe, 1 anderthalbpfündiges Beefsteak, ein Brathuhn, eine Portion Sellerie, 1 großer Teller Kartoffeln, 4 Gurken, 4 Portionen Eis, ein Teller Erdbeeren, 2 Torten, 8 Brote, 3 kleine Brötchen, 1 Apfel, einige Stücke Dessertgebäck, eine Flasche Milch und einige Glas Wasser. Das größte Erstaunen erregte Mr. Kellam aber dadurch, daß er sich, nachdem er seine Mahlzeit verzehrt hatte, vollkommen frisch von seinem Platz erhob, in die Küche hinausging und sich dort eigenhändig seinen Kaffee braute. Zum Kaffee verzehrte er noch einige weitere Bäckereien. . . Die Leistung des Siegers wurde vom Preisgericht mit 276 Punkten bewertet, während sein Gegner lediglich 271 Punkte erhielt. Allerdings wiegt der Unterlegene 222 Pfund, während der Preisträger das stattliche Gewicht von 336 Pfund aufweist.“

Da kann man nur mit dem berühmten Meister sagen: „Oh Donnerkeil!“

Schützenfest im April.

Auch das ist nicht österlich, daß die Grenadiere des Schützenregimentes, auf das wir in Neuß so stolz sind, schon in ihrer Jahreshauptversammlung von der Schützenparade gesprochen haben; man braucht ihnen zwar deswegen nicht böse zu sein, aber es war doch eine der sich immer wieder melbenden Mahnungen, wie schnell die Zeit entfliehet; wie, die wir nur erst im Juli und August mit schäufelstischen Dingen zu tun haben, bekommen einen kleinen Schrecken, wenn so im April, fern von den „Tagen der Wonne“, auf einmal etwas Schützenfestliches in der Zeitung steht, wie dieses, was die Kirmesgrenadiere in ihrer Versammlung verkündigten: daß die Schützenparade um eine halbe Stunde vorverlegt wird, und zwar von 12 Uhr auf 11½ Uhr. Wenn man so was liest, dann meint man, man müsse sich beeilen, wenn man nicht zu spät kommen wolle, oder wenn man andererseits zum Medern neigt, dann sagt man „Ne, Kinder, datt müßt ihr mir Kirmesamstag nochmal sagen!“ Für unsere Grenadiere und für alle die „aktiv“, „im Jog“ dienen, ist die Sache aber von einer gewissen Bedeutung, so daß wir die Eile verhehen können, mit der der Vater aller Grenadiere, Brädelser, diese Nachricht schon im April verläutet.

Das ist das ewige Feuer, das von September bis Juli glimmt, das durch solche kleine Meldungen brennend erhalten wird, wenn das überhaupt notwendig wäre. Es ist das Reuher Feuer, von dem wir Reuher wissen, daß es niemals ausgehen wird, solange noch ein Reuher lebt und das gelegentlich im Laufe des Jahres eben doch seine kleinen Lebensäußerungen von sich gibt, die man vielleicht leicht belächelt, die wir aber doch richtig deuten, wenn sie uns mit der Gewissheit erfüllen, daß es eben doch le b t.

Pfändung unmöglich.

Es ist niemals rätlich, sich mit einem Zauberfünftler einzulassen. Ihn beim Schlafittchen zu nehmen, scheint ganz und gar unmöglich, und so stand denn auch ein Exekutionsbeamter in Paris dem Varietés-Künstler Eric Pollot machtlos vis a vis, als er bei ihm zur Pfändung schreiten wollte. Zuerst machte sich der Zauberer einen Spaß daraus, den Exekutionsbefehl, der doch zur Durchführung der Pfändung unbedingt notwendig ist, dem Beamten aus der Tasche verschwinden zu lassen, sodann waren auf einmal die Pfändungsmarken verheert, und schließlich, als Pollot geruhete, sie wieder zum Vorschein kommen zu lassen, konnte die Pfändung immer noch nicht vorgenommen werden; denn der arme Gerichtsvollzieher konnte seine Hände nicht mehr hochheben, Pollot hatte ihn mit einem „magnetischen Blick“ bewegungslos gemacht. Demnach wird sich der „Zauberer vor Gericht wegen Pfändungsverweigerung und Widerstands gegen die Staatsgewalt verantworten müssen, und es wird sich dann zeigen, ob das Gericht nicht doch noch „heller“ ist als ein Varietészauberer, der sich auf die „schwarze Kunst“ versteht; vielleicht aber verzaubert Eric auch den Staatsanwalt, dann kann ihm nichts passieren!

„Die wunderbaren Taten.“

Dieser Tage erst hat der unpolitische Chronist seine infolge Fälligkeit notwendigen Bemerkungen über den Hausputz und so vom Stapel gelassen, und er hat dabei bemerkt, daß wir Männer eigentlich eine beschämend passive Rolle dabei spielen, wenn uns nicht eben diese Passivität als besonderes Verdienst angerechnet wird. Aber es scheint doch auch wirkliche Taten des Hausputzes zu geben; damit meinen wir nicht jene kraftvollen Gestalten, die die schweren Broden aus einer Ede in die andere tragen, sondern es sind jene Männer gemeint, die die Wunden des Großkampfes des Haushaltes tragen ohne dabei zu klagen oder sichtbar zu bluten.

Das heißt, es gibt auch welche, die klagen, und zwar offenbar zu Recht klagen, wie dieser Mann hier, der mit folgenden Brief schrieb:

„— Nun frage ich Sie, mein lieber Herr Diaz, wäre es auch nicht sehr angebracht, besonders jetzt gerade vor dem Osterputz auf noch eine neue Verordnung aufmerksam zu machen, daß die Betttücher, Bettvorleger, Kopp, Kissenbecher, Tabakpfeifen usw. vor dem ausklopfen oder ausknützen auch vorher besprengt werden müßten, damit der Dreck und Staub den unteren mitbewohner gerade beim Lüften nicht in den Zimmern rein fliegen kann, oder auch gerade vorübergehenden Passanten auf dem Kopf fällt? Zufällig habe ich heute beobachtet, wie eine sehr saubere Hausfrau (oder es konnte vielleicht auch ein sehr sauberes Fräulein gewesen sein) gerade einen prächtigen Kopp ausknützte und der Dreck mit dem gefussten einem gerade vorübergehenden Mann über den Kopf herunterterrierte, welcher vielleicht gedacht hatte, daß wären noch „Märgelien“ gewesen. Ich meine so eine Verordnung über dertlei Sachen wäre gerade jetzt vor Oftern sehr angebracht. . . .“

Was da der zornige Leser dem Chronisten mitteilt, ist sicher an sich keine Neuigkeit; die Form, wie er das sagt aber ist so gut Reuherisch, daß wir sie nicht ändern wollen. Ob allerdings unsere tüchtige Polizei zum Schutze solcher bedrohter Gebiete eine besondere Polizeiverordnung erlassen wird, das glaube ich nicht, zumal sie ja doch schon besteht, dieje Polizeiverordnung.

Der Wunsch des Einjenders ist alt, aber immer wieder aktuell; denn wenn nicht das nachbarliche Teppichklopfen wäre, wenn es kein ewig störendes Radio beim Nachbarn gäbe, nicht das immer zur verkehrten Zeit spielende Klavier oder das sich mit zäher Regelmäßigkeit wiederholende Namenstagsgeräusch mit „Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!“ wäre, dann wäre das Leben schön und fröhlich, dann lebten wir alle länger, vor allen Dingen lebten wir angenehmer; aber dieses Leiden ist kein Privileg der gegenwärtigen Generation; ein sicher schon sehr lange toter Klassiker sagt doch auch schon einmal: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!“

So wird es auch immer ein stiller, tiefer Schmerz bleiben, daß uns gelegentlich eine temperamentvolle Hausfrau den wohlgefüllten Kopp durch das Fenster auf das Haupt oder in das Fenster „ausknützt“; wir werden nicht die Lekten sein, denen solches Ungemach passiert. Von unserem Temperament wird es abhängen, ob wir solche Sache als eine Angelegenheit der Polizei ansehen oder als eine der persönlichen Rechtsempfindung. Ich würde mich für das Letztere entschließen; ich würde solcher temperamentvollen Hausfrau, falls sie mich getroffen hat, eine Rede halten oder einen Brief schreiben; das würde allen denen auch entgegenkommen, die der Meinung sind, daß viel zu wenig Briefe geschrieben werden. Wenigstens freundliche Briefe werden ganz sicher zu wenig geschrieben; nur um einen freundlichen Brief kann es sich ja nur in einem solchen Falle handeln.

Diaz.

Die Zigarre von Königgrätz.

Bei einem Essen, das Fürst Bismarck bald nach dem Krieg von 1866 gab, waren neben anderen hervorragenden Männern die Generale Moltke und Mook anwesend. Nach der Tafel reichte der Wirt in besserer Laune seinen Gäste selbst die Zigarren, und dem ihm gegenüber sitzenden Grafen Moltke die offene Kiste anbietend, fragte er: „Wissen Sie wohl noch, lieber Graf, wo Sie das letztmal eine Zigarre von mir angenommen haben?“ „Ich erinnere mich nicht“, antwortete der Feldherr. — „Nun, ich werde diesen Augenblick nie vergessen“, erzählte da Bismarck. „Es war in der Schlacht bei Königgrätz, in den kritischen Stunden, da die Operationen still standen; wir konnten nicht vor, nicht rückwärts, und vom Kronprinzen wollte keine Nachricht ein treffen. Ich sah mich nach Ihnen um, lieber Moltke, und gewahrte Sie nicht allzu weit weg. Sie blickten über das Schlachtfeld hin, hatten das gleichmütigste Gesicht der Welt aufgesetzt und rauchten an einem Zigarrenstummel. Und da sagte ich mir zum Trost, wenn Moltke noch mit solcher Seelenruhe rauchen kann, wird er wohl nicht ganz schlimm stehen. Ich ritt auf Sie zu und bot Ihnen meine Zigarrentasche. Es waren nur noch zwei Zigarren darin, eine gute und eine ziemlich schlechte. Sie hatten die Gemütsruhe, die gute auszuwählen. . . . Meine Herren“, wandte sich der Erzähler an die Tafelrunde, „ich habe nachher am Abend die schlechte geraucht und kann Ihnen versichern, daß mir niemals eine besser geschmeckt hat. . .“

Der Tod in der Priestertüte.

Was ist härter als der Tod? Die Antwort auf diese Frage liegt nahe, wenn sie von zwei Liebenden ausgesprochen wird. In dieser Hinsicht waren Richard Ely und Wilma Watrous ganz einer Meinung, als sie in den abendlichen Gärten von Chicago lufwandelten. Die glückliche Stunde nahm allerdings ein schnelles Ende. Zwei Banditen tauchten vor dem Paare auf, und aus rauher Kehle erklang das ortsübliche „Hände hoch!“ Und dann krachte auch schon der Schuß. Denn das Mädchen hatte zwar schleunigst die schlanken Hände emporgeworfen, der junge Mann aber nicht. Und nun sank er zu Boden. Die Banditen, wohl selbst erschrocken über die eigene Trefflichkeit, flüchteten. Richard Ely aber — erhob sich und zog die pralle runde Priestertüte, in der er unterm bekannten Gummiband die schönen grünen Dollarnoten aufbewahrte. Eine kleine Kugel fiel zwischen den Scheinen heraus. Diesmal war es also der Mammon gewesen, der den Tod besiegt hatte. . .

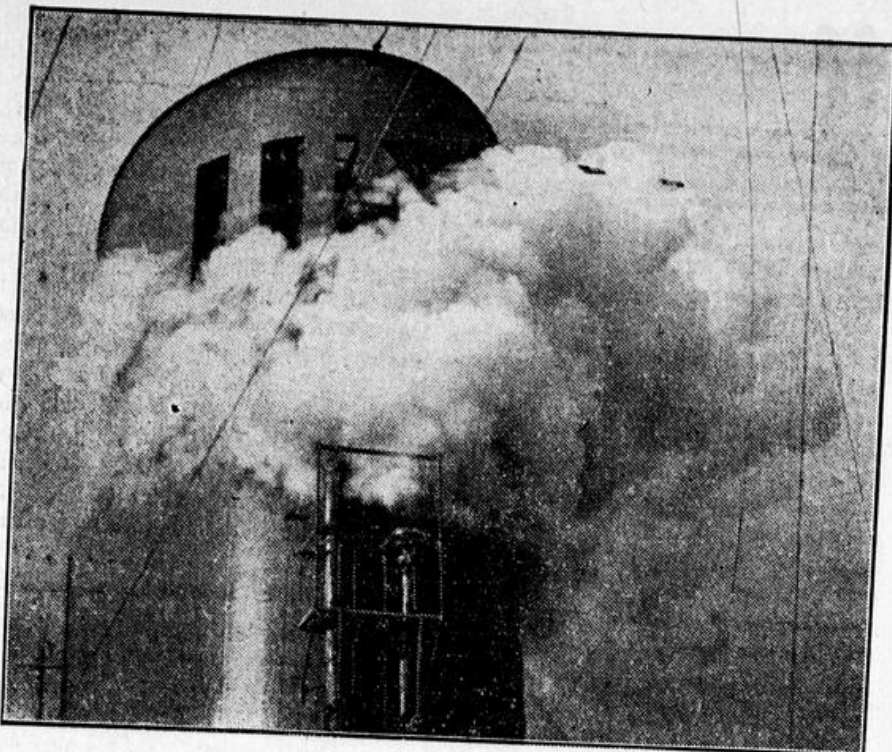


Photo: Norddeutscher Lloyd
Abschiedsgruß aus fremde Land

Vom Wagen aus wandern meine Augen noch einmal durch die deutsche Kolonie in Paraguay, die ein ganzes Jahr meine Heimat war. In Gedanken ziehe ich an mir vorüber arbeitende Stunden mit lieben Schülern und fröhliche Abende im Kreise lustiger Lebenskameraden. Ein Tropfen Wehmüt mischt sich in die Freude, zum deutschen Vaterlande zurückkehren zu können.

Die „Lancha“ (das Motorboot) wartet schon, — bald knattern wir durch das Wasser des Parana. Noch ein Blick, und schon legen wir auf „der anderen Seite“ dem argentinischen Ufer des Flusses, bei der Polizeistation, an. Eine kurze Musterung des Gepäcks, das natürlich nichts Zollpflichtiges enthält, wir dürfen anlegen. Dann warte ich auf das Postauto, das mein Gepäck und mich zur nächsten Stadt befördern soll. Vorher aber muß ich an meiner Kiste den Deckel mit einigen Holzschrauben versichern; denn eine stundenlange Fahrt auf südamerikanischen Wegen stellt große Ansprüche an die Festigkeit der Verpackung. Es ist schön durch die Gegend zu fahren; denn man überreißt sich nie, trotz

den Bäumen, inmitten bunter Blumen mit berauschenden Düften. Alles ist hier ein Bild des deutschen Frühlings. Auch am anderen Tage fahre ich wieder durch die schönste Frühlingslandschaft mit Blumen und sprossendem Grün.

Bei richtigem lauen Frühlingswetter werden wir eingeschifft. Bei schönem Spätnachmittag, als die Lüfte vom Land uns noch den Blumenduft zutragen, geht es hinauf auf das Meer, das ruhig und friedlich im Abendsonnenschein vor uns liegt. Am anderen Tage legen wir an im lieblichen Montevideo mit seinen wirklich schönen Häusern und netten Strandpromenaden. Noch einige Passagiere kommen an Bord; dann fahren wir weiter in den Sommer hinein, aus dem ich gekommen bin.

Immer wärmer wird es. Jeder an Bord sucht sich ein kühles, windiges Plätzchen, um im Liegestuhl die Stunden zu verträumen oder ein Buch zu lesen. Die Hitze wird immer unangenehmer. In Santos schwingen wir selbst dann, wenn wir uns gar nicht bewegen. Dazu kommen in Santos und später auf der Fahrt sowie in Rio de Janeiro die



Photo: Norddeutscher Lloyd
Der Pico de Teide auf Teneriffa mit der Schneehaube im Herbst

ist man jedoch, wenn man gesund am Ziel ist und die Schmelze ein Ende hat. Jetzt heißt es, Fahrschneise laufen und Wege machen in glühendem Sonnenschein. Es ist Dezember, der Anfang des Tropen-sommers, und 30 Grad Schattentemperatur ist kühl für diese Jahreszeit.

Am anderen Morgen geht es dann mit Sack und Pack zum Hafen, wo bald alles auf dem kleinen sauberen Motorschiff verladen ist. Wir fahren flussabwärts. Bei der ersten Mahlzeit schon kennen sich alle, sind doch von den sechs Fahrgästen vier Deutsche, die nun alles gemeinsam unternehmen. Ein alter Afrikaner ist dabei, der in der deutschen Schutztruppe den Hereroaufstand mit niederkämpfen half. Wir nehmen ihn in Schutz; denn er spricht wohl Negerisprachen, doch Spanisch hat er nicht mehr erlernen können. Er kommt mit einem jungen Freunde aus der Kolonie „Eldorado“ und kehrt heim, ein armer Mann nach jahrelanger Arbeit im Urwald, der ihm nichts gab als Einsamkeit und Krankheit. So geht auch hier das Leben traufrige Wege.

Am Sonntagmorgen legen wir bei strahlendem Frühlingswetter im Hafen von Buenos Aires an. Ich fahre unter blauen-

tropischen Regengüssen, und nun ist die Luft so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß man am liebsten regungslos daliegt. Nur in den späten Nachmittagsstunden wagt man es, ein wenig Schiffsbord zu spielen oder auch zu laufen. Santos und Rio bringen Kaffee in ungeheuren Mengen, 20 000 und mehr Sack wandern in den Schiffsbauch hinein, vom laufenden Band uns gebracht. Auch in der Nacht hat man keine Ruhe, es dröhnt und klappert ununterbrochen weiter; dazu die Hitze und die Feuchtigkeit, alles lebt, und der Schweiß läuft übers Gesicht. Schlafen ist einfach unmöglich. Auf See wird es dann etwas besser, aber immer noch herrschen Hitze und Feuchtigkeit vor. Auch ein Landausflug durch Rio bringt keine Kühlung, nur etwas Abwechslung ins eintönige Leben. Bahia mit seiner wunderschönen Landschaft reizt das Auge; aber man darf nicht an die fürchterliche Hitze denken; man ist froh, daß man hier nicht zu leben braucht. Das Landschaftsbild ist herrlich, und die Gegend muß sehr fruchtbar sein; denn Obst aller Arten wird zu unglaublich billigen Preisen angeboten. Ananas und Apfelsinen bekommt man fast geschenkt. Wir sind froh, als wir auch hier

Vom Sommer zum Winter

In einem Monat durch vier Jahreszeiten — Ein Auslandsdeutscher erlebt die Heimkehr aus den Tropen — Die Welt wird anders mit jedem Tag

nach einigen Stunden die Anker lichten können, um hineinzufahren in den Herbst. Sobald wir den Äquator überschritten haben, wird es anders. Man lebt langsam wieder auf und möchte auch die wunderschönen Abende so lange wie möglich ausdehnen. Doch wie überall in den Tropen verschwindet die Sonne sehr schnell, und ebenso schnell ist es dunkel; eine Dämmerung gibt es nicht. Aber wir merken schon an Luft und Sonne, daß wir aus dem Sommer in den Herbst kommen. Die Tage sind kurz, schon vor 6 Uhr wird es dunkel, und die Luft hat eine Klarheit, wie wir sie in Deutschland von einzelnen Oktobertagen her kennen. An Bord herrscht reges Leben, soweit es bei den wenigen Passagieren möglich ist.

Etwas Abwechslung bringt nach einigen Tagen das Palmas, das sich schon im leichten Herbstnebel uns zeigt. An Land ist es Herbst. Mit Wollschal und Überzieher begegnen uns die Menschen. Auf dem Markt herrschen Früchte vor, aber die herrlichen Trauben sind nicht mehr schön — zu weit schon ist die Jahreszeit vorgeschritten.

Kaum haben wir das Palmas hinter uns, dann merken wir auch schon den Winter. Der Wind wird scharf, man freut sich, daß man die leichte Kleidung mit dem

recht unangenehm winterlich. Wir bekommen so eine kleine Probe von der richtigen stürmischen Seefahrt.

Glänzend ist einige Tage später das winterliche Rotterdam. In Mäntel gehüllte Menschen empfangen uns bei klarem, kaltem Winterwetter. Wir Passagiere ziehen hinein in die Stadt, und uns Deutschen lacht das Herz, als wir nach Jahren saubere Straßen und hübsche Häuser sehen, denen nichts von der Valschheit des Südländers und der erschöpfenden Hitze der Tropen anhaftet. Doch vor allem sieht man Fahrräder und immer wieder Menschen auf Fahrrädern. Aber vom Kind bis zum Greis, Arbeiter und Angestellte, reich und arm bewegen sich auf Rädern durch die Stadt.

Dann geht es wieder hinaus auf See, und bald sehen wir am andern Tag ein deutsches Feuerschiff und eine deutsche Insel in weiter Ferne — Deutsches Land! Auch Helgoland grüßt uns. Am Nachmittag erreichen wir das Feuerschiff Elbe I mit dem Leuchtdampfer draußen, dessen Besatzung niemand beneidet. Der Leuchtdampfer an Bord, von allen freudig begrüßt. Dann folgt Kurhaven mit vielen Lichtern und am Silvesterabend die Fahrt auf der Elbe. Wir gleiten vorüber an erleuchteten Städten



Photo: Hans Engelmeier
Trotz der Kälte sitzen in Rotterdam die Fischfrauen auf der Straße und bieten ihre Ware feil

festen Winteranzug vertauschen kann. Die Spiele an den Fenstern, und die Liegestühle stehen verlassen in den Ecken. Nur im Salon, im Speisesaal und auch in den Kabinen kann man Fahrgenossen treffen. Der eine schreibt, der andere spielt Mühle oder Karten — aber das deutsche Bier mögen sie alle.

Es gibt Jagdschauer, sogar Schneebälle kann man formen... die Vorboten des Winters, dem wir uns nähern. Auf der Fahrt durch die Vislana und durch den Kanal werden Wetter und Wasser manchmal

und Dörfern und an einem ausfahrenden Dampfer. Schön ist es, heimkehren zu können aus weiter heißer Ferne, aber schön ist es auch, hineinzufahren in weite unbekannte Länder — was ist am schönsten? In einer Winternacht machen wir fest. Wir Zurückbleibenden warten auf den andern Morgen, an dem ein neuer Lebensabschnitt für manchen beginnt. Herrlicher klarer Winter grüßt uns, als wir nach lachendem Abschied vom Schiff durch die winterliche Landschaft dem heimatischen Dörfchen zufahren. Otto Schüpke.

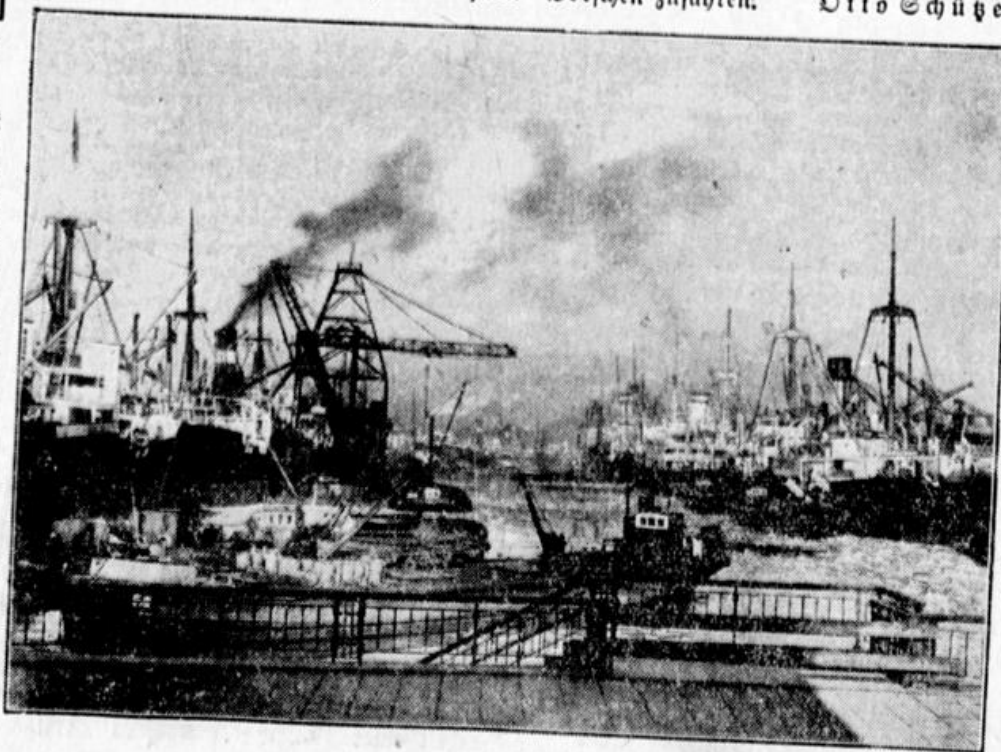


Photo: Herrn. Reil
Der erste Gruß der Heimat: Der winterliche Hafen

Winter

Ein Auslands- — Die Welt

terlich. Wir bekommen
von der richtigen für-

ge Tage später das
In Mäntel gehüllte
uns bei klarem, kaltem
fliegere ziehen hinein
Deutschland lacht das
ren saubere Straßen
den, denen nichts von
länder und der er-
tropen anhaftet. Doch
abtrüben und immer
Fahrrädern. Aber
Preis, Arbeiter und
rm bewegen sich auf

er hinaus auf See,
m andern Tag ein
und eine deutsche
— Deutsches Land!
uns. Am Nachmittag
erschiff Elbe I mit
raufen, dessen Be-
st. Der Voss kommt
big begrüßt. Dann
en Lichtern und am
ri auf der Elbe.
reuechten Städten



Engelmeier
bieten ihre

m ausfahrenden
heimkehren zu
erne, aber schon
t in weite un-
t am schiffen?
nachen wir fest.
rien auf den
u neuer Lebens-
unt. Herrlicher
als wir nach
schiff durch die
t heimlichen
o Schiffe.



erm. Neit

Abenteuerliche Weltreisen:

Reisebriefe des bekannten Ostasienforschers Edgar von Hartmann

Nächtlicher Schiffbruch.

Am Jangtsekiang das Olmür

Ein Abenteuer im sibirischen Urwald.

Dunkle, schwere, glutgeschwängerte Urwaldnacht. Das Quaden der Frösche hat aufgehört und leise hören wir die Wellen des mächtigen Amur-Flusses gegen unser Boot schlagen, auf dem wir schon seit vierzehn Tagen unterwegs sind. Anders ist diese Nacht in den Urwäldern des Amur, ganz anders als in südländischen Gegenden. Das Süßliche, Befriedende und Beruhigende fehlt der nördlichen Urwaldnacht. Sie ist herb, schwer ausgeglichener, aber vielleicht mystischer, erhabener und geheimnisvoller.

Unendliche Steppe und die gewaltigen Gebirgszüge des Amur-Gebirges lagen hinter uns. Seit Tagen waren wir den Amur flussauf gefahren, um in die undurchdringlichen Urwaldgebiete und Sümpfe des Sungari, eines Nebenflusses des Amur, zu kommen. Das Leben der noch im Urzustand befindlichen Waldmenschen dort wollte ich kennen lernen. Unser Boot war zu einem richtigen kleinen Hausboot ausgebaut worden und beherbergte vier Mann. Mein Führer, ein alter Gifake, und zwei seiner Söhne, hatten sich bereit erklärt, da sie schon des öfteren mit Tauschwaren in die Sümpfgebiete der Waldmenschen vorgezogen waren, mich mitzunehmen. Selbstverständlich geschah dies auf eigene Gefahr.

Nacht für Nacht legten wir an irgend einer geschützten Stelle des Ufers an, um nach der schweren Arbeit am Tage auszurufen. Doch manchmal war es nicht möglich zu schlafen, so wurden wir von Mücken und sonstigen fliegenden Urwald-Lingsgeier gepeinigt. Selbst das Feuer, das in der Nähe des Landungsplatzes am Ufer brannte, half uns nichts. Je näher wir in das Gebiet der Sümpfe und je tiefer wir damit in den Urwald kamen, um so aufregender wurden die Tage, um so gefährlicher die Nächte.

Langsam nur ging es vorwärts. Nicht selten mußten wir das Boot vom Ufer aus ziehen, um überhaupt weiter zu kommen. Gewaltige Baumriesen, die ins Wasser gekürzt waren, versperrten uns den Weg. Nicht leicht war es, diese Hindernisse zu umgehen; denn wir mußten jedesmal das Boot leer machen und, oft bis an den Bauch durch Brei und Sumpf wadend, freies Fahrwasser suchen. Angewiesen waren wir in die Nähe der Einmündung des Sungari in den Amur gelangt; gegen die starke Strömung war kaum noch anzukommen. Wir entschlossen uns, da der eine Stamm dieser Waldmenschen, die Drotischen, fast noch drei Tagereisen von unserem Standort entfernt leben sollten, den Rest des Tages zu Fuß zu machen. Das Boot wurde nahe dem Ufer unter gewaltigen hundertjährigen Urwaldriesen verankert, und alles Notwendige, das wir für den Weg brauchten, nahmen wir mit.

Die Sonne hatte sich den ganzen Tag nicht gezeigt, gegen Abend fing es langsam an zu regnen. Wir waren mit den Vorbereitungen für die Nacht und die Fußwanderung der nächsten Tage eben fertig geworden — das Lagerfeuer schwelte, beider Mund hing uns in die Augen, die Stimme des Urwaldes war verstummt, da begann es vom Himmel zu gießen. Ein unbeschreibliches Unwetter tobte schon in der nächsten Minute um uns. Gleichzeitig ist ein heftiger Sturm aufgetrieben, der von Sekunde zu Sekunde stärker wird, und unter dessen Kraft die Bäume des Waldes ächzen. Schnell mußten wir das Lager in das Boot verlegen, um nicht weggeschwemmt zu werden.

Das unheimliche Rauschen des Regens wird überbitt durch das gewaltige, schauerliche Rauschen und Heulen des Sturmes, starke Zweige brechen über uns und fallen krachend auf das Verdeck des Bootes, daß wir jeden Augenblick denken, es bricht unter der Last zusammen.

Gerade überlegen wir, was wohl besser ist, das Boot wieder auf das Wasser zu setzen, oder hier zu bleiben — da steht plötzlich das Gerauschen und Entsetzen auf unseren Gesichtern. Keiner von uns wagt auch nur ein Wort zu sprechen — denn — ist es wahr, daß das Boot, das noch vor kurzem auf fast trockenem Waldboden stand, treibt, — oder ist es ein Traum? Mit Windeseile wird das Boot von der Strömung erfasst, gleitet, schnell durch die aufgeregten Fluten, die gurgelnd und lachend das leichte Fahrzeug umtoben. Wir verlieren, in dem undurchdringlichen Dunkel der Urwaldnacht, in dem Toben der Elemente und dem höllischen Wüten des Sturmes, das Boot festzuhalten, um nicht zu zerfallen — zu spät! Ein gewaltiger Stoß läßt unsere Rüchale erzittern, ich verliere bei dem Anprall das Gleichgewicht, falle lang hin, meine Begleiter haben sich festgeklammert, da — ein erneuter Aufprall, splitternd und krachend bricht das Boot — Schreie, Dunkel, es sinkt, wir sind verloren.

In der schwarzen Finsternis, in dem alles überlärmt den Heulen des Sturmes und dem niederbrechenden Regen, ging jeder Hilfsfaden unter. Wo war ich, wo waren meine Begleiter? Schwimmend und wadend versuchte ich, irgend einen festen Gegenstand zu erreichen, um mich mit meinen letzten Kräften daran festzuklammern und das Ende abzuwarten. Befand ich mich noch in der Nähe des Ufers? Scheinbar ja, denn ab und zu merkte ich, wie meine Füße in Schlamm gerieten. Ich fühlte, wie allmählich meine Kräfte versagen. Meine Hände griffen Zweige, weiter vordringend fühlte ich dicke Stämme, gebrochene Äste, ein einziges Durchkommen. Kaum gelang es mir, in diesem Labyrinth weiterzukommen. Meine Hände rutschten ab in all der Rasse, und ich sank, ohne Halt. Wasser schlägt über mir zusammen.

Noch einmal gerate ich an die Oberfläche und mit meiner letzten Kraft luche ich einen Ast oder Baumstamm zu ergreifen. Es gelingt, meine Hände klammern sich wie Fangarme fest und, dem Tod in den gurgelnden Fluten der tobenden Urwaldnacht ein Schnippen schlagend, gelange ich schiebend und kletternd langsam auf dem schwankenden, aber immer fester werdenden Ast vorwärts. Nach unbeschreiblichen Minuten, schon der Verzweiflung nahe, liege ich endlich auf einem mattschwarzen Baumstamm — für den Augenblick errettet.

Die Himmelschleusen haben ihre Pforten geschlossen, nur der Sturm heult gleich Höllejurien über mich hinweg. Ein Bahnsinn, wollte ich versuchen, um Hilfe zu schreien. Zitternd und frierend, mit naßen, zeretzten Kleidern, hocke ich auf meinem Kläppchen und will den Morgen abwarten. Wo ich mich befinde, weiß ich immer noch nicht.

Da geschieht das Unglaubliche, das mir alle Glieder lähmt. Der Stamm, auf dem ich sitze, schwanzt, neigt sich mehr und mehr dem reißenden Wasser unter mir zu. Ich versuche, rückwärts

kletternd, einen anderen biden Ast zu erreichen, den ich unklar im ersten Schimmer des Morgens unweit vor mir sehe. Langsam schiebe ich mich vorwärts, endlich habe ich den rettenden Ast mit beiden Armen umklammert. Da — unter mir ein Brechen, beiden Armen umklammert. Das Wasser speist zu mir herauf, und nichts fallen, Aufschlagen; das Wasser speist zu mir herauf, und nichts weiter als gährende Leere und dunkle reißende Fluten. Eine Sekunde früher, und ich wäre mit dem Baumstamm hinabgestürzt in das brodelnde Wasser.

Heller und heller wird es, und jetzt erst sehe ich, daß der Ast, an dem ich baumle, weit über das überschwemmte Ufer des Flusses ragt. Endlich, nach langen Bemühungen, habe ich mich so weit hängend am Ast weitergearbeitet, daß es mir möglich ist, festen Fuß auf einem in der Nähe befindlichen starken Ast zu fassen, und ich bin vom Tode des Absturzes und des Ertrinkens gerettet. Nach kurzer Zeit bin ich bis an den mächtigen Stamm des Urwaldriesen gelangt, und erschöpft luche ich mir einen Platz zum Ausruhen; beiseite von den ersten Strahlen

Auch das ist Eisenbahnkomfort:

„Lohnsinn“ Lohnbrieff in Ruffisch-Sibirien

„Wer spuckt denn da, aus der dritten Bett-Etage.“

Gleich einem silbernen Band, von Horizont zu Horizont, zieht sich der Schienenstrang, durch die fast endlos erscheinende Steppe; vorbei am Kaspischen und am Schwarzen Meer, über Turkestan nach Taschkent in das Innere der russisch-kleinasiatischen Gebiete.

Besten Herbstsonnenglanz liegt über der schweigenden Landschaft, nur selten von einem Baum oder Strauch in ihrer Einsamkeit unterbrochen. Fern am Horizont ziehen langsam schaukelnd eine gewaltige Staubwolke hinter sich lassend, die Wägenzüge ihren Weg. Tag und Nacht aber rollt der Zug dem Ziel entgegen. Doch kaum ändert die Landschaft ihr Bild — das einsam in der Steppe liegen, kleine Viehherden, und da — was ist das? Gebälge halbrunde Segel stehen wie dunkle Wolken auf der von der Sonne beschienenen glänzenden Fläche des Kaspischen; irgendwo ein Dorf, und da auch schon der Syr-Darya, an dessen gewaltigem Flußbett der Zug dahinjährt, Ab und zu hält er, um Brennmaterial aufzunehmen.

Auf diesen kleinen Stationen wartet dann schon die Bevölkerung, um ihre Produkte zu verkaufen. Da stehen armliche Bauernfrauen mit ihren Kindern, Eingeborene Sarten, Kirgisen und jeder hat etwas Ekbares in der Schürze oder im Korb. Gebratene Hühner, Brot, Käse, Butter, rote und schwarze Kaviar, Walis, ein dem Stör ähnlicher Fisch, den es nur im nahen Kaspischen geben soll — alles kann man für wenig Geld kaufen. So vorjagt, bestiegt der Reisende, ob Kasse, ob kleiner Beamter oder Soldat, wieder den Zug; nicht ohne sich vorher eine Kanne heißen Wassers zum Tee geholt zu haben, das auf jeder Station aus einem großen Kessel unentgeltlich entnommen werden kann; denn ohne seinen Tee ist der Russe kein Russe. Hat er zufällig seinen Zunder vergessen, so muß er zu dem landesüblichen Jhum oder Kildamisch greifen, den er sich auf jeder Station kaufen kann. Jhum sind getrocknete Kojinen, und Kildamisch ist eine Mischung von Kojinen, Feigen, Melonen, Pfeffer und anderen süßen Früchten; übrigens sehr wohlschmeckend und nahrhaft.

Ein Pfiff — langsam legt sich der Zug in Bewegung und bald liegt die Station in weiter Ferne. Um mich herum beginnt ein Schmauchen und Rausen; ein Beweis, daß die Führer und was sonst meine Nachbarn mit gegenüber und im ersten und zweiten Stütz über mir eingelaufen haben, schmeckt. Reist der Russe, so richtet er sich gleich für Tage und Wochen in Zug häuslich ein. Steppende und Kopfstößen bringt er mit, was sonst zum Reiten gehört, hat er in einem anderen Wandel.

Man erlebt Augenblicke in so einem Abteil, die man nie vergessen kann. Da, mir gleich gegenüber, sitzt ein kleiner Beamter, der mit fettigenden Händen sein Subst zerbröckelt. In der ersten Etage über mir, jedes Abteil hat sechs Schlafplätze, immer drei übereinander, hat sich ein Kirgise häuslich niedergelassen und ruht mir in regelmäßigen Abständen die Schalen der Semtschki (Sonnenblumenkörner) auf den Kopf. Als Reisender eines Personenzuges muß man selbstverständlich derartige Sitten hier im Innern Sibiriens in Kauf nehmen. Auch darf man etwa nicht empfindlich sein, wenn da oben im dritten Stütz ein Russe sein Pönd ausstreckt und nach Linsen absucht; und wenn gelegentlich so ein sechsbeiniges Vieh den Tramp empfindet, in der

Osterkantate

Heilig, o Herr, in dein Haus,
Der du das Kreuz getragen
Gen Golgatha.
Du Karb für unser Sünden Schuld,
Uns aus Todesbanden zu erlösen,
Hoch in den Himmel erhoben,
Thronst du zu Gottes Rechten.
Hör' deines Kindes demütig Flehen,
Aber Erlöser, erlöse auch mich!
Juble, o Seele, juble und singe:
Christ ist erstanden, Oken ist da!
Nicht fürchte den Tod mehr, juble n
Wir sind erlöst, der Heiland ist naht!

der Morgenröte, aber immer noch umheult von dem nur allmählich nachlassenden Winde.
Das Schicksal hatte mich zum zweiten Mal in einer Nacht aus den Armen der Urwaldhölle gerettet.

Teetasse zu landen, oder es gar darauf abgesehen hat, den Besitzer zu wechseln. Die Laus gehört zum Leben des Russe wie das tägliche Brot. Das zeigt ein anderes Bild. In der Ecke des Wagens fahren mehrere Familien mit Kind und Kegel südwärts. Regelmäßig jeden Morgen lacht die Mutter ihren Kindern die Läufe von den Köpfen; und das Meiste, mit dem sie die Tieren zu Leibe geht, ist selbstverständlich das Brotmesser. Weiter geht es südwärts; wir nähern uns Taschkent. Der erste Eindruck ist gewaltig. Buntes Leben in den Straßen und Bajaren erinnert an Lamsen und eine Nacht. Taschkent ist die Hauptstadt von Westturkestan. Der größte Teil der Einwohner — die Sarten — sind Mohammedaner und gehören mit in den großen Völkerstamm der Turkvölker. In den Straßen sieht man noch glatte Hauswände, ohne Fenster; spielt sich doch das Leben dieser Menschen im Innern des Hauses und im Hofe ab, der durch eine hohe Mauer vor zudringlichen Blicken geschützt ist. Die Frauen gehen zum Teil noch mit dem langen schwarzen Schleier. Die Stadt ist ein wichtiger Knotenpunkt, daher ist das Geschäftsleben bevölkerungspolitisch auch sehr gemischt.

Bunt und lebendig ist das Leben; die Männer in ihren farbenfrohen Chakaten, meistens einen Turban auf dem Kopf, können kundenlang mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde einer Mauer sitzen und um ein Pferd oder Schaf handeln.

Aber auch außerhalb der Stadt ist das Leben abwechslungsreich, wie es nur im Orient sein kann. An einer Straße, die das Gebirge führt, sieht vor seiner einsamen Kaskade ein Tatarenvater mit seinem kleinen Sohne und erteilt diesem die ersten Anweisungen aus dem Koran und seinen Suren. Gleich dahinter dehnen sich unendliche Baumwälder aus, die in der fahlen Herbstsonne schon wie Schnee leuchten. Die Baumwälder sind neben dem Weinbau der hauptsächlichste Erwerbszweig der Bewohner. Weiter nach Südosten liegen schneebedeckte Gebirgszüge. Es sind die Sommerfrühen der Bewohner, die ihren Sommer in den Höhenlagen verbringen. Aber nicht nur die Sommerhäuser der Einwohner stehen hier; es gibt auch Kurorte, in denen krankenkränke Heilung finden durch den in dieser Gegend, wie überhaupt in ganz Rußland, bekannnten Kumin. Kumin ist gegorene Bieremilch, sprudelt wie Selt und spielt als Heilmittel eine große Rolle.

Ob Turkmene oder Uzbeken, ob Sarte oder Kirgise, ob Kalmaiden oder Tataren, ob der eine Mohammed anbetet, der andere Buddha oder den Großen Geist der Steppe verehrt; hier hinten in diesen asiatischen Gebieten leben diese Menschen zum größten Teil noch wie zu den Zeiten Amerlans. Der Nomade der Steppe zieht mit seinen Hürten und Viehherden von Weidplatz zu Weidplatz und ist abends am Lagerfeuer genau so wie seine Vorfahren. Kamelmilch ist der einzige Brennstoff, den er in der Steppe hat. Hier gilt noch wie ehemals das Wort:

Der Himmel ist hoch,
Und der Jar ist weit,
Unendlich die Steppe
In ihrer Einsamkeit.



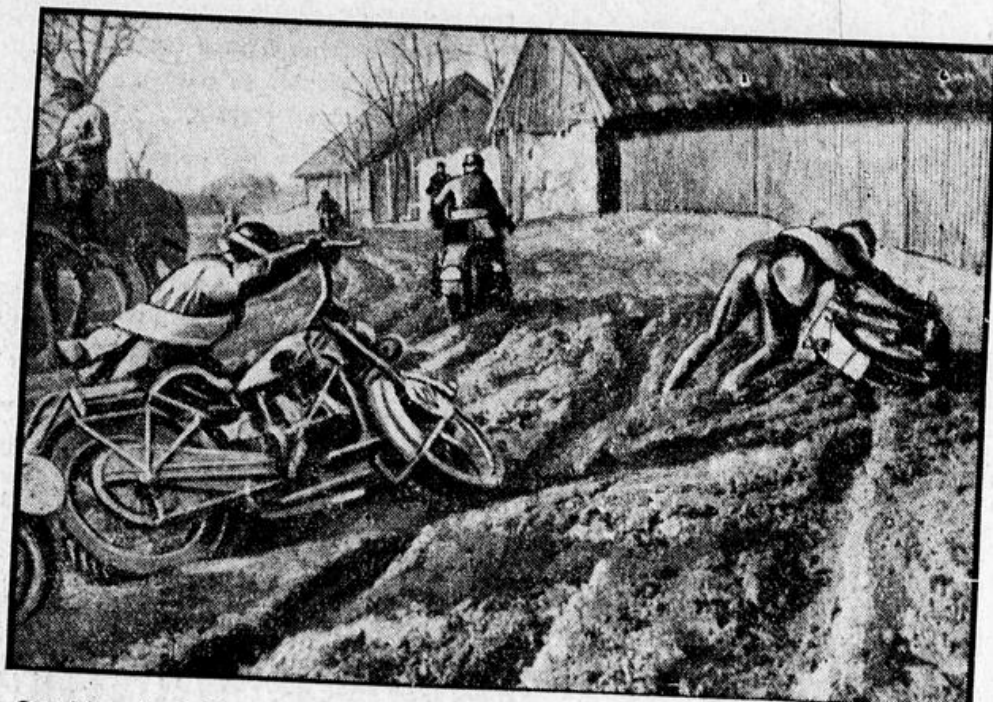
(Deutsches Nachrichtenbüro.)

Eine alte deutsche Sitte lebt wieder auf

Das Gessellenwandern, ein alter deutscher Brauch, wird wieder ins Leben gerufen. Am 23. April schickt Reichshandwerksmeister Schmidt 75 Berliner Gesellen auf die Wanderschaft und eröffnet damit in feierlicher Form das Gessellenwandern.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Der schwerste Teil der Ostpreußenfahrt 1935.
Motorradfahrer bewältigen unter großen Schwierigkeiten einen aufgewühlten Lehmberg in der Nähe von Ganshagen hinter Allenstein. Die zweite Tagesstrecke führte von Königsberg über Elbing durch das Oberland, Ermland und das Seengebiet nach Allenstein und zurück zum Ausgangspunkt.



Luftbild von der wieder flottgemachten „Aquitania“.

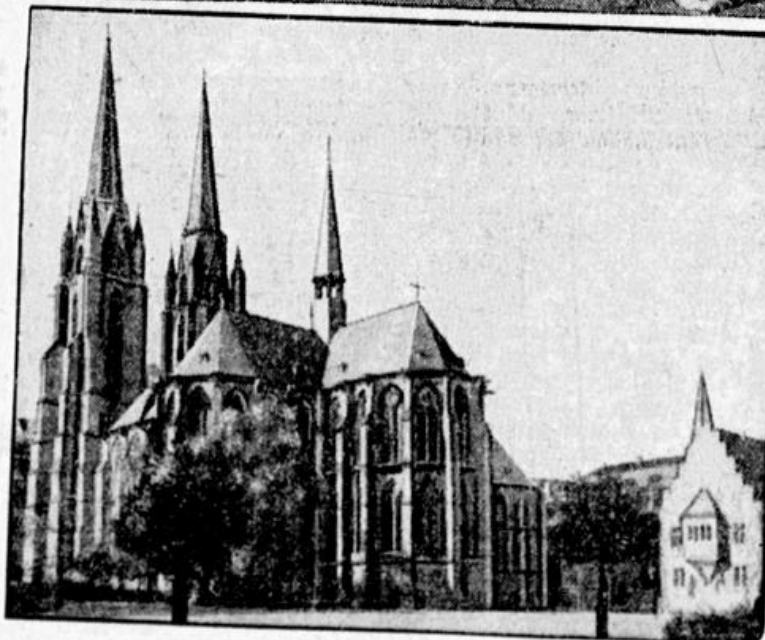
Der 45 000-Tonnen-Dampfer „Aquitania“ der Cunard-White-Star-Linie lief bei der Einfahrt in den Hafen von Southampton auf eine Sandbank und konnte erst nach Ausbootung der Passagiere und Leerung der Del- und Wasser-tanks nach 30 stündigen Bemühungen frei gemacht werden. Begleitet von den Schleppern fährt die „Aquitania“ in den Hafen von Southampton.



Zeitloser Frühling am Kaiserdamm.
Ein japanisches Teehaus mitten im Blumenwunder auf der großen Frühjahrs-Blumenschau am Kaiserdamm, auf der deutsche Gärtnereien, Blumenzüchtereien und Fachgeschäfte mit ihren besten Erzeugnissen vertreten sind.



Bild links:
Das Gasthaus zum Osterhasen.
Eine originelle Aufnahme aus dem Berliner Tiergarten.



Doppeltes Elisabeth-Jubiläum in Marburg.
Die kunsthistorisch berühmte Elisabeth-Kirche in Marburg an der Lahn, deren Grundstein am 14. August 1235 gelegt wurde. Am 1. Juni desselben Jahres erfolgte die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth durch Papst Gregor IX., so daß Marburg in diesem Jahr ein 700-jähriges Doppel-jubiläum feiert.

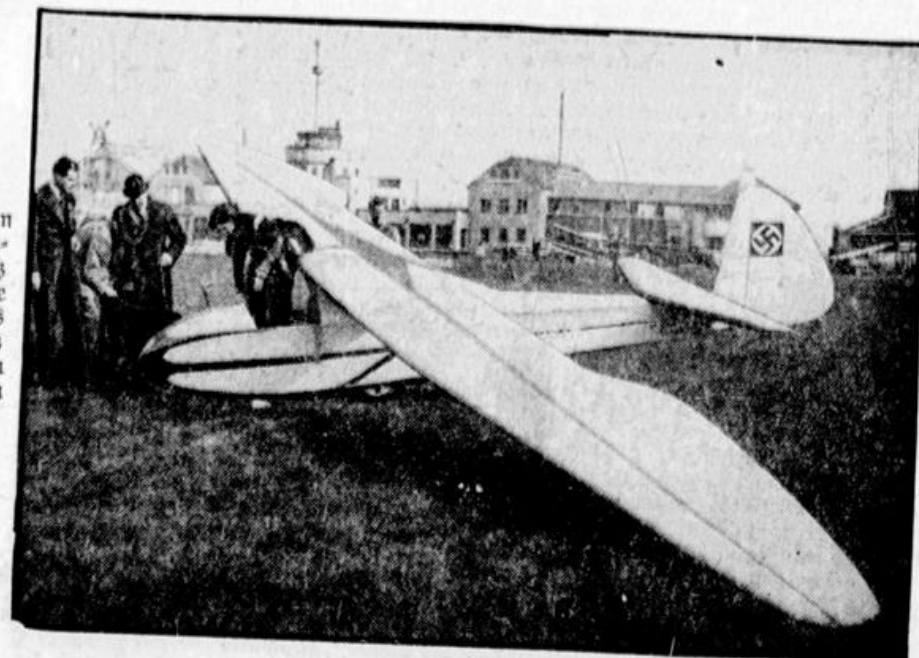


Bild rechts:
Der Berliner Zoodirektor hoch zu Elefant.
Dr. Luß Ged bestiegt „Mida“, den neuen Elefanten, der heute aus Hannover kommend im Berliner Zoo eintraf, zu einem kurzen Proberitt.



Das Humperdinck-Haus wird Altersheim für Komponisten.
Das Haus des bekannten Opernkomponisten Engelbert Humperdinck in Boppard am Rhein wird am 1. Mai der Genossenschaft Deutscher Musiker als Altersheim für deutsche Komponisten oder deren Witwen zur Verfügung gestellt. Die Einweihung wird Richard Strauß persönlich vornehmen.

Bild rechts:
Glanzleistung einer Segelfliegerin.
Die Londonerin Miss Joan Reaßen nach ihrer Landung auf dem Flugplatz Lympne (London). Sie flog im Schleppe eines Motorflugzeuges trotz stürmischen Wetters von Köln nach der englischen Hauptstadt.



Und so spreche ich euch eurer Pflichten ledig...

Lehrlingsfreispruch nach altem Brauch — Das Handwerk knüpft an alte Überlieferung an — 70 bis 90 Prozent aller Lehrlinge bestehen ihre Prüfung mit Gut

Die Lehrzeit ist aus! Überall sind die Prüfungen beendet, und in jeder Innung treten Meister und Gesellen zusammen, um in einer gemeinsamen Feierstunde die Lehrlinge ihrer Pflichten ledigzusprechen und sie aufzunehmen als vollgültige Angehörige des deutschen Handwerks. Bei der Losprechung knüpft das Handwerk heute wieder an die Jahrhunderte alten Überlieferungen an.

Die Lehrzeit ist um, das Gesellenstück fertig, der Tag der Losprechung da. Der Innungsaal ist festlich hergerichtet. Große Fahnenkreuze hängen an den Wänden, der Tisch des Obermeisters ist mit Girlanden geschmückt. Das Bild des Führers steht darauf. Und daneben liegen die alten überlieferten Handwerkszeichen: riesige Leuchter und Humpen, vergilbte Urkunden und Handwerkszeuge. Es ist unruhig im Saal. Lehrlinge kommen, die losgesprochen werden sollen. Sie gehen durch die Reihen der Tafeln, wo die Gesellenstücke ausgestellt sind und betrachten mit kritischen Augen die Arbeiten der Kameraden. Es ist alles tadellos und ohne Fehler. Die Prüfungsfälle beweisen, daß jeder überreicht die Lehrbriefe und Prämien für besonders meisterhafte Gesellenstücke. Zum Schluß treibt der Ehrenpötel durch die Ründe. Die Kapelle spielt: „Die Himmel rühmen die Ehre...“ und die Feier ist zu Ende.

Ernst und würdig war ihr Verlauf; der Bedeutung des Tages angepaßt. Das Lehrzeitende wird in den Herzen aller in ein drucksvoller Erinnerung fortleben. Das ist ein Verdienst des Führers, der das Handwerk wieder zu Ehren brachte. Das Handwerk knüpft wieder an die jahrhundertalten Überlieferungen an. Nicht an den Formelkram, der zur Zeit des Verfalls ins Pöbelhafte und Rohre ausartete, sondern an das würdige Zeremoniell der Blütezeit. Da hielt der Altgeselle eine streng vorgeschriebene Rede an das „Kind“, das nun



Schnelberlehrlinge (oben) und Lehrlinge des Schuhmacherhandwerks (rechts) machen ihr Gesellenstück.

Photos (2): Scherz Bildberlin.

Lehrling sein Vorgesetztes hergegeben hat, um dem Geist der neuen Zeit Rechnung zu tragen: Leistung ist Trumpf! 100 bis 200 Stunden Fleiß hat jeder Lehrling auf sein Werk verwandt. Und das Ergebnis ist sorgfältigste Arbeit.

70 bis 90 Prozent aller Lehrlinge bestehen heute ihre Prüfung mit gut und sehr gut“, erzählt der Obermeister. „Das machen die Wettbewerber, die in ungeachteter Weise antworten.“

Die Kapelle spielt den „Einzug der Gäste auf die Wartburg“. Die Herzen rings um die festliche historische Laube brennen. Geöffnet steht sie da, wie einst zur Blütezeit des deutschen Handwerks. Da werden die alten Innungszeichen herbeigetragen. Ehrerbietig erheben sich die Festteilnehmer von den Plätzen. Die Innungsgesellen singen das Lied von der Tat der neuen deutschen Jugend:

Wir tragen Hunger und Schmerzen,
Wir hemmen nicht unsern Schritt,
Wir tragen in hämmernden Herzen
Den Glauben an Deutschland mit...

Und nun sitzen sie, die im Mittelpunkt der Feierlichkeiten stehen, mit erwartungsvollen Gesichtern. Dahinter die Lehrmeister und Anwesenden der Lehrinhalte. Der Innungsmeister richtet ernste Mahnworte an die jungen Handwerker: „An diesem Tage, an dem ihr vom Lehrlingsstand losgesprochen werdet, werdet ihr gleichzeitig dem großen Gemeinschaftsgebot unterstellt. Wir alle, Gesellen und Meister, Unternehmer und Arbeitnehmer, wollen von nun an fest zusammenhalten zum Wohle des deutschen Handwerks, zum Wohle unseres Vaterlandes... Und damit spreche ich euch eurer Pflichten als Lehrlinge ledig und verpflichtet euch als Anwesende des deutschen Handwerks, Anwesende des deutschen Handwerks, Anwesende des deutschen Handwerks, dem Führer und dem Vaterlande.“

Durch Handschlag werden die Innungsgesellen verpflichtet. Der Obermeister gibt jedem warme herzliche Worte mit auf den weiteren Lebensweg, erinnert an Kameradschaftspflichten und Gemeinsinn und



zum „Anecht“ aufstieg. Die Rede war ebenso wohlgeleitet wie lang. Wort für Wort durch alten Innungsbrauch gebilligt. Sie kündete dem jungen Gesellen umständlich, wie er sich vom Lehrmeister und von der Innungsgesellschaft zu verabschieden habe. Außerdem gab man ihm bekannt, was er außerhalb der Stadtmauern tun und unterlassen müsse, um die Macht und das Ansehen des deutschen Handwerks zu stärken und zu heben. Der Altgeselle reichte dem Neugeborenen zuerst den Willkommensstrunk. Hierauf bekam er den Gesellenstrunk, einen Fruchtbarkeitszauber, den ihm eine Jungfrau auflegte. Die Seiler erhielten an Stelle des Kranzes einen Jop aus Hanf. Der Innungsgeselle nahm an der Tafel den Ehrenplatz ein. Neben ihm saß ein Mädchen, mit dem er den Tanz eröffnete. Für viele Verufe war der Tag der Lehrlingslosprechung ebenso heilig wie der Hochzeitstag.



Oben: Der Innungsmeister überreicht den Junggesellen den Gesellenbrief. Unten: Vor den alten Lehrkern und Humpen stehen die Losgesprochenen.

Photos (2): Scherz Bildberlin.

Ob das bei den Handwerkern der Verfallszeit auch so war? — Mit Schaudern dachten sie an den Tag der verrohten Feierlichkeiten zurück. Den Humpen zog man bei der Gesellenentfaltung die Haare durch ein Sieb und bog sie mit Wasser. Die Wegger mußten einen Sprung in den Brunnen tun, bekleidet mit einem falschen Schwanzbelegten Kämmerpelz. Der Altgeselle der Schloffer drehte dem „Grünhorn“ einen Schlüssel im Munde herum.

Eine entartete Brauchzeit war das, die nicht das geringste mit dem Handwerk zu tun hatte. Unglücksfälle, Raufereien und Prozesse waren häufige Folgen der Losprechungen. Und die Verzerrung des feierlichen Zeremoniells der Vorzeit war es, die das Brauchtum als menschenunwürdig auf den Aussterberetat stellte. Sinzu kam, daß der Anbruch des Maschinenzeitalters in seiner strengen Sachlichkeit jedes Brauchtum ablebte. Es machte die Menschen kalt, riß ihnen jede innerliche Verbundenheit mit dem Handwerk aus der Brust, nahm ihnen die Freude, machte sie selbst zu Maschinen. Die Liebe zum Handwerk und zur Wertarbeit ging verloren, und schien vollends in Vergessenheit zu geraten, als man in den Notzeiten der Nachkriegsjahre dem Handwerk keine Lebensberechtigung mehr zusprach und dem „laufenden Band“ allein die Ehre gab.

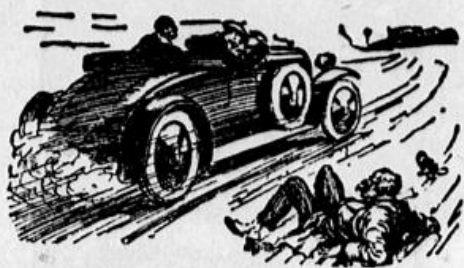
Jeder Beruf braucht Liebe. Und die kann nur dadurch erzeugt werden, wenn man der

verantwortenden Jugend Gelegenheit gibt, das Handwerk liebzugewinnen. Genau wie bei der Hochzeit macht nicht die Erfüllung der amtlichen Pflichten beim Standesamt den bedeutungsvollsten Tag des Lebens zur Feier, sondern der Trauungsakt in der Kirche. Und so ist es beim Handwerk. Nicht die Erledigung der Gesellenprüfung verbindet den jungen Menschen in treuer Liebe zum Beruf, sondern die feierliche Losprechung vom Lehrlingsstand nach altem würdevollem Brauch.

Die Lehrlinge der Gegenwart dürfen sich freuen, in diese große Zeit hineingeboren zu sein. Unsere Urgroßväter würden etwas darum geben, wenn ihre Lehrzeit so gewesen wäre, wie die heutige. Da war der weise alte Prügelknabe im wahren Sinne des Wortes, heißt es doch im bayerischen Rechtsbuch des Ruprecht von Kreßling: „Schlägt ein Meister ein Lehrling mit Ruten, so soll er ihm nur zwölf Schläge geben ohne böse Absicht. Er schlägt oder schlägt er es, daß ihm die Nase blutig wird, so büßt er dafür nichts. Er schlägt er es aber zu Tode, so soll man über ihn richten wie über einen Totschläger.“ Schutzlos waren die Lehrlinge der Verfallszeit der Willkür der Lehrherren ausgeliefert. Und das nicht auf drei Jahre, sondern auf vier bis acht Jahre. Dann erst konnte man Geselle werden, durfte hindurchgehen durch die harte barocke Lehrlingslosprechung.

W. Schumann.





Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(12. Fortsetzung.)

„Nichts Böses, Missie. Es ist nur das — weil wir doch die letzten zwei Tage auf der direkten Route kein Wasser fanden — um, ich versprach mir nichts davon, den geraden Weg einzubalten, mußte ich befürchten, daß dort bei gleicher Bodenbeschaffenheit das Wasser auch ausgetrocknet sei.“

„— und?“

„Um nun der Gefahr des Verdurstens auszuweichen, bog ich ziemlich weit nach Süden ab. Es ist zwar 'n häßlicher Umweg, aber ich bin sicher, daß wir hier Wasser finden.“

Er sah das Mädchen mit den Augen eines gescholtenen Hundes an. Doch Alice lachte nur ein seltsam befreutes Lachen.

„Wenn es sonst nichts ist, ob Bob, ich fürchte, es handle sich um etwas ganz anderes, um etwas, das sich auf Mr. Robinson bezieht.“

„Mr. Robinson?“ Jim sagte verständnislos. „Wer ist das? Ach ja — Sie meinen den Gentleman, der uns abhandeln kam — mit zwei Schläuchen noch dazu! Oh, ich hatte ihn ganz vergessen. Nein, Missie, mit ihm hatte ich nichts zu tun.“

„Sehr gut. Du hast also nach Süden ab. Und niemand merkte etwas davon!“

„Niemand“, bestätigte Jim mit breitem Lächeln. „Nicht einmal unser neunmalgeschelter Armistead ahnte etwas.“

„Nicht einmal er, Missie. Was mich'n bishen wundert, weil er doch immer alles zu verstehen behauptet und sich damit in die Gunst unseres Vaters einzuweisen hat — sehr zum Nachteil von uns armen Nigern. Missie!“

„Das soll nun alles anders werden, alter Jim“, tröstete sie den Schwarzen.

Sofort klapperten auf hartem Felsaestein. Armistead, der sich bisher rückwärts gehandelt, preschte heran und maß Jim mit einem mißtrauischen Blick.

„Sie unterhalten sich angeregt“, wandte er sich an Alice. „Ich höre Sie lachen.“

„Haben Sie etwas dagegen einzutreten?“ fragte sie spöttisch.

„Durchaus nicht“, befehlte er sich, ihr zu versichern. „Ich dachte nur, so'n Nigger wie Jim, sei nicht der richtige Gesprächspartner für Sie.“

„Hatten Sie sich für einen besseren Menschen, als Jim es ist?“

„Gewiß. Erstens bin ich ein Gentleman und zweitens ein Weißer, Miß Alice.“

„Welch sind Sie, das stimmt. Im Gesicht nämlich wie sieht es aber innen aus?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich bin der Ansicht, daß nicht die Hautfarbe den Gentleman ausmacht, sondern gewisse Werte, die man gemeinhin Charaktereigenschaften nennt.“

„Sicher — oder doch in mancher Hinsicht —“, versuchte er sich nicht, sich zu erheben. „Sie sind kein Gentleman. Weder im Gesicht noch sonstwo.“

„Sie werden beleidigt.“

„Keineswegs. Ich sage nur die Wahrheit, und die sollte nicht beleidigend wirken.“

„Was haben Sie an mir auszusagen?“

„Sehr viel, wenn nicht alles.“

„Nehmen Sie an meiner Kleidung Anstoß? In der Caroo geht es nicht anders.“

„Die Kleidung ist's nicht. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Sie in der angemessenen Umgebung auf Ihr Äußeres größten Wert legen. Sicher sind Ihre Hosen stets tadellos ausgearbeitet, und bestimmt benötigen Sie ein Paar Socken nicht öfter als einmal. Ich bin ferner überzeugt davon, daß Sie sich täglich dreimal die Hände waschen und alle halben Stunden die Rinaernägel maniküren. Vielleicht waschen Sie sich häufig die Füße, obwohl dies weniger normend ist, weil man nicht mit bloßen Füßen vor aller Welt umherläuft. Trotz alledem ist mir Jim sympathischer und steht mir menschlich näher als Sie. Ich kenne ihn auch länger als Sie.“

John Armisteads Gesicht rötete sich so auffallend, daß man es unter der Schmutzfranke, die die Wangen übersog, wahrnehmen konnte. Er suchte sich Haltung zu geben, setzte sich steif im Sattel zurecht.

„Sie verkennen mich vollständig“, sagte er gekränkt. „Sie werden meine guten Eigenschaften noch kennen. Lernen und bedauern, mich schlecht behandelt zu haben.“

„Das glaube ich nicht“, entgegnete Alice trocken, und Jim grinste verbohlen.

16.

Die Ochsen witterten das Wasser, das auch Jim mit seiner feinen Nase roch. Wasser kann man nämlich riechen und nirgends besser als in der Wüste, wo es selten ist. Jedenfalls sahen sich die Kanabörner aervallia ins Zeug und gaben her, was bei ihren ausdauernden Knochen irrend möglich war. Der Wagen hüpfte lustig über das Geröll hinweg, und Jims Peitsche knallte verheißungsvoll und zisternd um ihre Ohren.

Knisternd bahnte sich das Fuhrwerk durch das Unterholz des Mojanewaldchens den Weg. Und das war nicht so leicht. Hier war das Holz nicht ausgetrocknet, sondern wasserhaltig, saftig und frisch. Einmal niedergebogen, schnellte es elastisch zurück.

Ja, und dann waren sie da.

Es war das idealeste Pan, das sich nur denken läßt. Von Dornestrüpp eingefast, lag es inmitten des Waldchens, ein langes und breites Loch voll Wasser, voll klaren, frischen Wassers, ohne alle Beimischungen, wie man sie sonst in der Caroo findet. Die Ochsen brüllten bis an den Rand heran, und Armisteads Pferd ginst dem Reiter durch, trug ihn mitten in die Kluten. In dem Wirrwarr konnte es geschehen, daß man gar nichts von der Anwesenheit anderer bemerkte. Und doch waren andere da, wie zuerst Armistead erkannte. Im Begriff, unter Klüden das Pferd aus Sand zu treiben, erschraf er fast zu Tode, als dicht vor ihm eine Gestalt emporwuchs, die wenig menschensähnlich aussah.

„Guten Tag“, sagte diese Gestalt mit merklich bekannter Stimme, „freut mich sehr, Sie bei guter Gesundheit anzutreffen.“

„Wer, zum Teufel, ist das?“ brüllte Armistead und griff nach der Hüfte.

„Lassen Sie die Finger vom Schießsack“, mahnte sanft der andere. „Es hat keinen Zweck, daran herumzufingern, es könnte losgehen. Und es wäre doch schade um Sie, oder nicht? Ich schicke nämlich mindestens dreimal so schnell wie Sie und treffe ganz bestimmt um neunzig Prozent besser, als Sie es jemals in Ihrem Leben fertigbringen werden. Also keine Dummheiten, wenn ich bitten darf.“

„Robinson!“ fließ Armistead mit klappernden Zähnen hervor.

„Robinson?“ fragte Jim mißmutig, den es ärgerte, einen Mann lebend wiederzufinden, von dessen untrüglichen Tod er vollkommen überzeugt gewesen war.

„Robinson!“ rief Alice mit unverbüllter Freude im Ton, und es kostete sie Mühe, nicht unter Außerachtlassung des Unstandes auf ihn loszuküßeln.

Und die Ochsen löffeln, schmatzen und aßten.

„Na wohl, Robinson“, bestätigte der Rindling gelassen und hüpfte sich auf den Arabier. Neben ihm tauchte ein kleiner, braungelber, abseits bühlerischer Neger auf, der runde Krokodillen machte und so aussah als wollte er alle Welt ob der Tatsache seines Vorhandenseins um Entschuldigung bitten.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Alice und fügte verwirrt hinzu: „Wir glauben, Sie wären tot.“

„Tot? Wäre nicht, wie ich dazu käme. Aber darf ich Sie bitten, erst Ihre Geschäfte zu erledigen? Nachher wollen wir erzählen.“

Jim spannte die Ochsen aus und ließ sie frei. Armistead trankte mit gemischten Gefühlen sein Pferd, nachdem er es abgehaftert hatte. Er war flug genau, nichts von dem zu verraten, was er empfand. Als sich ihm jedoch eine Gelegenheit bot, schob er unauffällig die Pistole unter den Rock und er wachte nicht, daß ihn bei diesem Geschäft zwei Augenpaare beobachteten: das spöttische Robinsons und das ängstliche Alces.

Eine Viertelstunde später laagerten alle um das Feuer, das Jims geschickte Hände angezündet hatten. Sogar Robinsons Pferd war zum Vorschein gekommen.

„Es war nahe am Verdursten, als wir es auffanden“, erklärte der Neger nachlässig. „Ein gutes Tier, besser als Rind, um die mich der alte Dadd beschwindelte. Nun ist es, so hoffe ich, wieder in Form.“

„Was für 'nen teuflischen Affen haben Sie da aufgezählet?“ fragte Armistead mit einem Blick auf den Neger.

„Dies ist Tschu, der Aufschmann“, erwiderte Robinson. „Er heißt eigentlich ein bishen anders, aber es ist unmöglich, einen aus Gaumenlauten bestehenden Namen richtig herauszubringen. Und wenn Sie mich fragen, wo ich ihn aufzähle, so ist die Frage falsch, in Wirklichkeit gabste er mich auf. Ich verdanke ihm nur eine Kleinigkeit: mein Leben!“

„Wie so eigentlich haben Sie uns ohne Abschied verlassen?“ fragte Alice.

„Und mit den Schläuchen noch dazu!“ brummte Jim. Robinson machte kleine Augen.

„Das geschah auf den Rat Ihres Verlobten.“

„Meines Verlobten?“ fragte Alice bestrebt. „Sie sprachen wohl?“

„Keineswegs. Armistead gab sich für Ihren Verlobten aus.“

Alice fuhr herum und wurde leichenblau im Gesicht. „Schurke!“ zischte sie, und dann zu Robinson: „Eine Lüge, Sir.“

„Das kommt mir jetzt auch so vor.“

„Was sagte er eigentlich?“

„Er sagte, die Polizei erwarte mich in Nazila und es sei Ihr Wunsch, ich möchte mich rechtzeitig aus dem Staube — nach Süden!“

„Es gibt keine Polizei in Nazila“, stellte Alice fest. „Das sagte mir auch Tschu, der kleine Aufschmann hier.“

„Und im Süden ist nichts als wasserlose Wüste, Wasser“, erklärte Jim. „Wer dorthin reitet, muß freipieren, ob er will oder nicht.“

„Vorläufig“, meinte Robinson befriedigt. „Das wollte ich nur hören — mir also über mancherlei Dinge ein Kirchenlicht auf, als Tschu erzählte, der die Nazila mit allen ihren Pans kennt. Überflüssig, zu versichern, daß Armistead es war, der mit großmütigerweise auch Wasser und Schläuche mitgab.“

„Ich verstehe jetzt“, sagte Alice nachdenklich. „Er wollte Sie aus bestimmten Gründen los sein. Selbst.“

verständlich hat er keinerlei Rechte an mich, und ebenso selbstverständlich sagte ich ihm nie etwas, das Sie zum Begreifen veranlassen konnte. Ein Glück, daß Sie davon kamen.“

„Wirklich, ein großes Glück. Ich war schon am Auslösen, als mich Tschu fand und voll Wasser pumpte, bis ich genug hatte. Er brachte mich auf dem kürzesten Wege, wobei wir mein Pferd fanden, hierher. Wir sind schon seit gestern am Orte, und ich freute mich bishen, als ich Sie in der Ferne auftauchten und heranziehen sah. Offen gestanden, ich erwartete nicht, Ihnen hier zu begegnen.“

„Das ist auch nur ein Zufall. Uns ging nämlich gleichfalls das Wasser aus und wir sahen uns genötigt, nach Süden abzugeben.“

Jim, der Totentrost, machte sein philosophisches Nigergesicht und rührte den Inhalt des Kessels, der über dem Feuer hing, gründlich untereinander. Es duftete angenehm, obwohl niemand wußte, was er eigentlich kochte.

Tschu, der Aufschmann schnupperte alert mit der Nase, genau so wie ein auf dressierter Raabhund Alice streifte Armistead mit einem Seitenblick und betrachtete dann aufmerksam ihre Nägel. Robinson rauchte behäuflich seine Pfeife und Armistead tat, als alina ihn die ganze Sache nichts an. Sein Gesicht war durchaus unbeteiligt. Alles atmete Frieden und Ruhe. Und doch lag so etwas wie Gewitterstimmung in der Luft.

Robinson klopfte die Pfeife am Stiefelschaft aus und drehte sich zu Armistead herum.

„Was haben Sie zu alledem zu bemerken?“

„Nichts. Ihnen sage ich überhaupt nichts, ich verblüte mir jede Murebe.“

Robinson erhob sich langsam.

„Nehmen Sie sich in acht“, warnte Alice, „er hat die Pistole unter dem Rock.“

„Danke“, lächelte Robinson, „ich wußte es schon; es schadet durchaus nichts.“

Er zog mit der Rechten den Gürtel enger. Hierauf hüpfte er sich und legte die Hand schwer auf Armisteads Schulter.

„Stehen Sie auf!“

„Den Teufel werde ich — loslassen, sage ich.“

Aber sein Blick war unsicher und noch mehr die Hand, die unter dem Rock fuhr. Er kam nicht weit, denn Robinsons eisenharte Faust umfaßte sein Handgelenk.

„Au!“

„Anaba“, bozierte Robinson und entließ ihm die Pistole. „Ich bin stets für fair plan, was bei Salunken meines Formats nicht sehr beliebt ist. Ich gebe dir eine Chance, ohnehin Kanakken deiner Art keine Rücksicht verdienen. Willst du wohl aufstehen?“

Er nahm Armistead bei den Schultern, zog ihn wie einen Sack Mehl hoch und stellte ihn auf die Füße.

„Was wollen Sie?“ flötete er lässlich. „Was planen Sie? Wollen Sie mich etwa aar ermorden?“

„Das wäre zu viel Ehre für dich. Du bist das Pudder nicht wert, das man verbrachten müßte, um dich abzuqualen. Und blanten Stahl würde dein Blut nur beflecken. Nein, du sollst kämpfen — mit der Faust!“

Frederick Robinson trat zwei Schritte zurück und maß den anderen mit einem verächtlichen Blick. Und Armistead, nun man ihm das Leben zugesichert, schloß neue Hoffnung. Er verstand schließlich auch etwas vom Voren.

Armistead machte den ersten Ausfall. Und dann wickelte sich das Geschäft mit Alces schnell ab. Die über-raschten Zuschauer hörten eine Serie wunderlicher Schläge mit klatschendem Geräusch niederprasseln, vernahmen das Knacken zusammenklappernder Rinaernägel — und dann trat Robinson aufatmend zurück.

Es war alles so schnell gegangen, und am Boden lag ein heulendes Kleinschündel, das in den nächsten fünf Minuten unfähig war, aufzustehen. Jim mußte mit Wasser nachhelfen. Auch dann bei Armistead keinen beraufreuernden Anblick. Sein Gesicht schloß an wie eine Melone, und er mußte sich langsam ankriechen, ehe er das halbe Dutzend Röhne, das rina zum am Boden verstreut lag, zusammengekauert hatte. Die verbrannten Lippen, die tomatenrote Nase waren alles andere als schön.

„Genug?“ fragte Robinson, aber Armistead gab keine Antwort.

„Und nun spreche ich“, sagte Alice plötzlich mit unerwarteter Härte. „Ich wollte Ihnen nicht voratzen, Sir. Er ist ein feiger Menschenmörder und ich kann Sie nicht verlassen, warum — doch lassen wir das. Er mag sich nun sein Pferd nehmen und augenblicklich davonmachen. Keine Stunde länger dulde ich den Verleumder in meiner Gesellschaft.“

„Sie werden doch nicht?“ ächzte Armistead. „Das wäre mein Tod. Wie soll ich in der Wüste allein und ohne Wasser fortkommen?“

„Sie erhalten genau so viel Wasser, wie Sie Mr. Robinson mitgeben haben. Obgleich kennen Sie einigermassen den Weg, und die schlechteste Strade haben wir schon überwunden.“

„Aber —“

„Schweigen Sie. Es war mein letztes Wort. Auf Schonung haben Sie nicht zu rechnen.“

(Fortsetzung folgt.)

MODE UND HEIM

Dem Frühling entgegen

Hausfrauenarbeiten im April

Mag der Himmel auch noch so launisch mit grauen Regenböden und überausenden Aprilstürmen, mit trügerischen Sonnenblitzen und Hagelschlägen drohen — wir lassen uns den Glauben nicht nehmen: es wird Frühling! Und wenn die Hausfrau im März noch ihre frohen Vorbereitungsarbeiten im Innern des Heims, bei der Möbelfestigung auf dem Boden, beim Hausputz und bei der Gardinenwäsche erledigte, so wagen wir uns jetzt doch schon tapfer ins Freie: zunächst allerdings einmal nur bis auf den Balkon.

Natürlich gibt es erst eine große Familienberatung, bevor die diesjährige Bepflanzung des Balkons entschieden wird. Vielleicht doch einmal etwas anderes, als die ewigen Geranien? Oder vielleicht zumindest Geranien in Verbindung mit ihren besten und auch dunkelgefärbten neuen Schwestern, die teils hängend, teils stehend einen besonders schönen, farbenfrohen Rahmen geben. Will man Blumen aus Samen züchten, so ist es jetzt hohe Zeit, sie in den Kästen, vorerst im kühlen, geschützten und sonnigen Raum, noch nicht im Freien, anzutreiben. Sehr hübsch sind natürlich die bunten Balerntaschen, in denen man bunt durcheinander die verschiedensten Samen ausst. Doch sollte man sich gerade in diesem Falle von einem Fachmann beraten lassen, wenn es soweit ist, die überfüllten Pflänzchen auszuwippen, denn nur die gesunde Hand kann auf diese Weise wirklich üppiges Gedeihen bewirken. Noch viel zu wenig bekannt als dankbarer und sehr bescheidener Balkonkult ist das Schönlage, das samtig gelb bis goldbraun blühende, reiche und kurze Pflänzchen, das uns den ganzen Sommer über mit Blütenpracht erfreut. Alle Balkonpflanzen müssen, sollen sie bis in den Herbst schön sein und nicht ins Kraut schießen, Anfang Juli noch einmal gründlich durchgedüngt werden.

Vor der Aussaat und Bepflanzung sind die Kästen zu untersuchen, gründlich zu säubern, von angefaulten Holzbestandteilen zu befreien und hübsch gleichmäßig zu streichen. Man wird dabei gleichzeitig bedenken, ob es in diesem Jahr nicht für die Anschaffung von Seitenrättern oder dreieckigen Eckbrettern langt, damit auch die Zimmerpflanzen in absehbarer Zeit einmal ihre Sommerfrische beziehen können. Sie haben es sich den ganzen Winter über in den geheizten Räumen wirklich erlich verdient.

Die alte Erde mit guter, neuer und durchdüngrter Erde zu vermengen, erfordert einige Geschick. Dann kann die Aussaat und die Saat beginnen. Und großen Jubel bei kleinen Reuten wird es erregen, wenn kleine Seitenrättern den Kindern zur Selbstbestellung und Pflege übergeben werden. In diesen Fällen wird man beratendweise schneidende und reich nachwachsende Pflanzen wie Stiefmütterchen und Bergklee empfehlen.

Die Matten, die den Balkonboden be-

decken sollen, werden feucht gebürstet von beiden Seiten und an sonnigen Tagen zum Trocknen aufgehängt. Auch die Korbmöbel sollen feucht und mit Seifenwasser abgeputzt werden. Wichtiger als diese Wäsche ist allerdings, daß man losgelöste Korb- und Weidenstücke an den Reinen und Armlehnen der Tische und Stühle mit Zirkeln wieder befestigt und alle Möbelfugen auf herausstehende Spizen und Nägel hin untersucht. Zu den frohen Arbeiten gehört auch noch die Prüfung der Kissen und Decken, der Balken- und Gartenarmaturen. Vielleicht ist es doch möglich, in diesem Jahr sämtliche Bezüge, die schon ein wenig ausgeblutet und verbleicht sind, durch die hübschen, preiswerten, licht- und waschechten China- und Acetatebezüge zu ersetzen. Gleich daran denken, alle Kissen unfehlbar mit Knöpfen zu schließen, damit das Waschen erleichtert wird. Eine solche Garnitur, vor allem, wenn sie mit einem Kaffeebezug, Teewärmer und Gierbüchsen harmonisiert, wird die Freude jeder Hausfrau sein.

Wer ein Gärtchen bei eigenem Haus hat, viel zu tun mit Malerarbeiten. Es stellt sich heraus, daß die grünen, eisernen Bänder, die die Beete und Rasenflächen einheften, daß alle Möbelflächen und die weichen Bänke und Stühle gestrichen werden sollen. Grundbedingung für gutes Gelingen ist die vorzügliche Säuberung der Dinge, die ein neues Farbenkleid bekommen sollen. Mit harter Bürste, mit Sandpapier und Kiesel muß gegen alle Rückstände vorgegangen werden, bis eine glatte, „Heißfläche“ geschaffen ist.

Der Sandspielplatz der Kinder muß auch auf seine Beschaffenheit hin untersucht werden. Man tut gut daran, in jedem Falle den Sand gründlich zu sieben, um ihn von Steinen und anderen Rückständen zu säubern, auch wenn in diesem Jahr keine neue Sandfuhr angefahren wird.

Wie weit sich Mutter und Vater vorläufige Garderobe für die Kinder vorbereiten läßt, wird auch am besten jetzt entschieden, denn so um die Osterferien herum stellen die Jungen Herrschaften meist schon recht konkrete Wünsche. Die Mode von heute ermahnt gerade besonders auf die Verarbeitung älterer Sachen. Aus Mütter Mantel werden weite, dreiviertel lange Jacken für die Mädchen, auch für die Jungen, längere Röcke verwandelt sich in reizende Kindertragekleider und wo etwas fehlt, hilft Mutter mit geschickten Händen durch Stricken noch, die man jetzt allenthalben als Einfälle, als Aufschläge und als Unterziehlücken sieht. Besonders geschickte Frauen werden es sich nicht nehmen lassen, nicht nur für die Kleinen, sondern auch für die größeren Kinder die schönen, farbenfrohen und praktischen Stricksachen zu arbeiten.

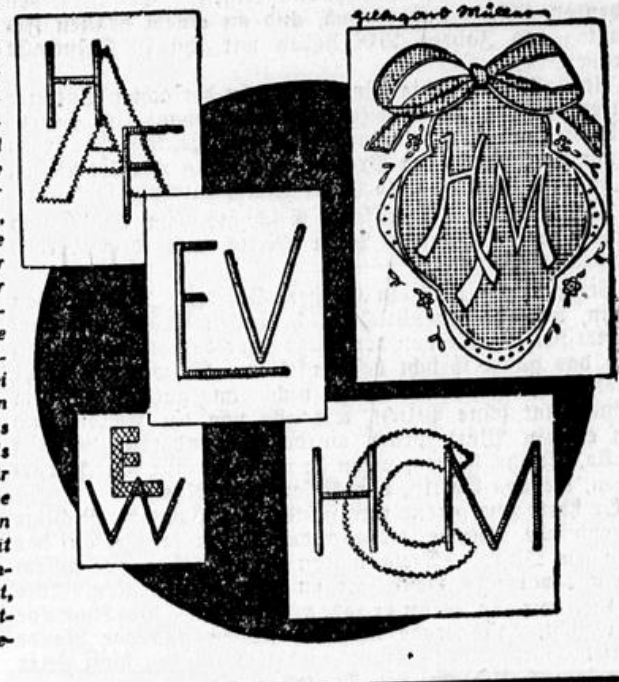
Wenn Stricken und Häkeln nicht liegt, wird jetzt aber bestimmt ans Stricken gehen, denn wir müssen anfangen, wenn die hübschen, bunten Stricksachen Sommerkleider und

Es ist schade, daß die Kultur des Monogramms so wenig mehr gepflegt wird.

Gemäß, man zeichnet die Wäsche noch mit den Anfangsbuchstaben des Namens, aber wie oft wird diese Arbeit der Maschine überlassen! Und dabei ist doch gerade das Monogramm der wesentliche Teil der Wäsche, durch den sie ihre persönliche Note erhält. Wir haben uns damit abgefunden, daß der Wäschestoff durch die Maschine genormt wurde, wir können keinen Schnitt mehr verwenden, der von uns beeinflusst wird, wir stecken unsere Wäsche weder mit Durchbruch- noch mit Plattsticker oder gar bunt — da sollten wir wenigstens versuchen, das Monogramm zu retten. Als neuen Modetyp können wir dazu verraten, daß man gerne den ersten Buchstaben von dem Namen des Verlobten mit leichten Zierstrichen dem Namenszug der Braut beifügt, wie es auf einigen der Entwürfe unserer Zeichnung geschehen ist.

Das praktische Heim

Büschelmonogramme...



stehen noch rechtzeitig fertig werden sollen! Als Neuierung wird Vollsticker — mit wasserfesten Farben — empfohlen. Die Wäsche ist groß und sehr bunt nach Art der Vauventsticker. Inwiefern das Gelingen der Wäsche zu erwarten ist, wird eine glückliche Hand, geschmackvoll angebracht und häufig

geschickt unterbrochen — durch aufgedruckte Zeile oder dergleichen — viel schöner als eine kunstvolle, breite Borte, die die Figur der Trägerin „totschlägt“. Alles in allem sind es frohe, hoffnungsfreudige Arbeiten, die uns Hausfrauen im April erwarten!

Bestrickt und bestrickend in der Sonne

Und selbst die Herren der Schöpfung...

In der Strickmode hat sich eine bemerkenswerte Wandlung vollzogen. Einst glaubte man, Wolle sei ausschließlich der kalten Jahreszeit vorbehalten, und je kälter sie war, um so berechtigter ihre Anwendung. Heute allerdings können wir nicht allzu sehr, wenn uns ein vorwärtiger Wind in die Modewerkstätten des Frühling und Sommers verrat, daß Wolle und aus Wolle gefertigte Kleidung eine Vorrangstellung auch in der wärmeren Jahreszeit einnimmt.

Das liegt einerseits daran, daß die schönen, deutschen Garne eine Weicheit, Schmiegbarkeit und Zartheit erreicht haben, die von fast keinem anderen Material übertroffen werden kann. Zum anderen aber wächst die Geschicklichkeit der Frauen von Jahr zu Jahr und die Strick- und Häkelarten, die heute schon in weitesten Kreisen gepflegt werden, erlangen wirklich schon an Kunst und Erlaubnis die Aufwertung von Kleidungsstücken, die leicht und durchsichtig wie Spinnweben sind, zugleich weich, schmiegsam und widerstandsfähig — kurzum, das Praktische und zugleich Schöne, was man sich denken kann. Schon ganz besonders, weil die Handfertigkeit und der künstlerische Geschmack der Frau wieder einmal ganz zur Geltung kommen kann.

Die Mode der kommenden Monate beschränkt sich nun nicht nur auf die beliebten Pullover und Westen, obwohl es ganz bezaubernd neue Motive gibt, Spitzenstricken, kurzärmelige Blüschchen mit gefüllten Ärmeln, glatte sportliche Sachen und sehr elegante Pullover mit aufgesetzten gestrickten Ärmeln. Entsprechend der Modewandlung sind diese Kleidungsstücke, sofern sie nicht als Ergänzung zu Kostümen in strengem Stil gedacht sind, farbenfroh und wirken durch den Gegensatz zum Mod oder dreiviertel langen Mantel.

Aber weit mehr im Vordergrund als diese kleineren Strickarbeiten stehen die voluminösen gestrickten Kleider, die ganz danach angetan zu sein scheinen, die beliebte Ferienmode zu entthronen. Und da die Schritte dieser Kleider betont alt und einfach sind, stellt ihre Anfertigung auch der weniger geübten Frau keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen. Man trägt diese Tageskleider gern mit kleinen, weichen Aufschlägen, im Farbton ein wenig heller oder dunkler als der Grundstoff — und einfachen Ärmeln, sowie breiten Lederbündeln mit Holzschlägen. Da wir der wärmeren Jahreszeit entgegengehen, sind diese Kleider auch darauf berechnet, ohne Mantel getragen zu werden und haben

daher meist ein glattes, aufgesetztes Cape, das unter den Vliestücken reicht. Auch die leichten Seiden- und Baumwollgarne sowie die hübschen Mischgarne kommen wieder zu Ehren. Bevorzugte Farben sind alle blauen Töne, sowie ein bestimmtes Altrosa — zu Braun- und sämtliche Schattierungen des roten Gelb über leuchtendes oder bis zum Weinrot und Samtbraun. In grünen Tönen wählt man am besten Moosgrün oder Jadegrün, während Gelbgrün in den Hintergrund tritt.

Für die Dame und das Kind ist also durch Strickkleidung prachtvoll gesorgt, aber auch der Herr der Schöpfung will in diesem Frühjahr und Sommer nicht zurückstehen. Die neue Herrenstrickmode schreibt beispielsweise den weißen und farbigen, kurzen Pullover vor, der mit hellem Lederbündel und halblangem Ärmel getragen wird. Dergleichen sind die Sportwesten — durchaus in leuchtenden Farben gehalten, fein grau und braun mehr! — mit kleinen Ärmeln bis zum halben Oberarm ausgefaltet. Als neues werden dampfgestrickte Badeanzüge für Herren empfohlen — ein hübscher Wind für uns Frauen: endlich wieder einmal eine originelle Überraschung für den Herrn, der doch wirklich schwer zu bekämpfen ist.

Hausfrauen raten einander

Junges Geflügel trocknet nicht aus, wenn man es fest zusammenbindet und einige Zeit auf dem Herd drehen läßt, bevor es in den Ofen geschoben wird. Die gleichmäßige, milde Wärme bindet den Fleischsaft und läßt das Vorgeflügel später ganz besonders saftig erscheinen.

Staubflecke aus Tuch und Seide zu entfernen, ist oftmals, wenn die Flecke recht alt und eingetrocknet sind, gar nicht leicht. Wenn man aber aus Spiritus und Glycerin einen dünnflüssigen Brei herstellt und ihn gut auf den Fleck aufträgt, den drei trocknen läßt und später mit einer feinen Bürste abreibt, um mit in lauwarmem Wasser getränkten Tuch nachzureiben, ist mancher Schaden behoben. U. D.

Wenn die Türen sich senken, soll man nicht mit Abheben und sonstigen Vebellen beginnen, sondern mit dem Wischmeter nachprüfen, wie stark die Senkung ist. Dann befestigt man sich dünne Eisenplättchen in der Eisenwarenhandlung, Eisenplättchen mit Schrauben, die für die Türscharniere passen, nimmt das Scharnier auseinander, legt ein oder mehrere Plättchen auf und hängt die Tür wieder ein. G. v. D.

Weniger tragisch nehmen!

Von Eva Schwandt.

Eine gute Eigenschaft an uns Deutschen ist es, daß wir an alles, was wir tun, mit Ernst herangehen und ohne verzeihende Kompromisse. Diese Gründlichkeit hat uns bisher nicht nur innerlich tief befriedigt, weil sie unserem Wesen entspricht und uns so herrliche Früchte trägt, sondern sie hat uns und unserer Hände und Geistes Werte in aller Welt berühmt gemacht. Aber nicht diese Anerkennung macht uns eigentlich froh, sondern vielmehr die Tatsache, daß uns immer wieder das Glück wird, den Dingen auf den Grund gehen, zu immer neuen Erkenntnissen kommen zu können. Und wir freuen uns, beschreiben und dankbar, daß wir immer klüger werden und weiser, und sind nicht wenig stolz auf unsere aus der abgewandten Erkenntnis erworbene Gerechtigkeit, die uns alles verstehen, alles verzeihen läßt — an Menschen fremden Völkern.

Jedem zeigt sich aber doch ein Riß in der harmonischen Schale der Volkseinheit. Daß wir unerbittlich gegen uns selbst und uns kompromisslos einem Ziele zu opfern bereit sind, macht uns groß; daß wir dagegen so selten weichen, den eigenen Volksgenossen, den Menschen fremden Völkern, geschweige denn ihm zu verzeihen, verdammt eigentlich das schöne Bild, das wir selbst von uns machen dürfen.

Unverrückbar ein großes Ziel und unwandelbar der Weg, der zu diesem Ziele führt — das ist selbstverständliches Ge-

fühl, aber sind denn alle Ziele so groß, müssen deshalb alle Wege zu diesen oft zumeist nebensächlichen Zielen so unverrückbar sein, wie wir es gern glauben möchten? Ist wirklich die Tragik, mit der wir oft den nettesten Zukunftsplan des Lebens zu Leibe rücken, angebracht, und wäre es nicht leichter für unsere Volksgenossen und Mitmenschen und im Ergebnis schöner für uns, für dich und für mich, wenn wir die harte Leben weniger tragisch nehmen wollten?

Dafür dürfen wir getrost die allerersten Spieler, unsere Volksgenossen und vor allem die uns nahestehenden blutsverwandten Menschen, etwas erulter nehmen. Das heißt: so wie jeder von seiner Aufgabe wirklich durchdrungen, Kritiker das Positive, nämlich den Geist, das Wesen das Ethische, in einer Handlung und Leistung wertet und nicht zum Verfall des weltlichen Kritikers Anstand nimmt, so sollen wir unsere Volksgenossen sehen. Unsere Frage sei nicht: was hast du getan, sondern — weil menschliches Wesen sehr oft im Ringen mit dem Können liegt und unterliegt —: was wolltest du tun und weshalb?

Und wagen wir dann unseren Volksgenossen gegenüber so gerecht, wie wir Menschen fremden Völkern gerecht zu sein bemüht sind, dann wird unser Urteil nur noch selten lauten: Wehe! und oft ausstimmend in einen bedauernden und tröstlichen Anspruch für jenen Menschen, dessen Wesen am Können scheiterte, und der so unzulänglich und menschlich ist — wie du!

Vom Leben und Sterben des Peter Mette

Von

Johannes von Runowski

Peter Mette hat sein Leben hingegeben für die Heimat und sein Volk. Einer von den Ungeachteten, jenen Namenlosen, die rings um Deutschland liegen. Er starb den 2. Februar des Jahres 1918 haben wir ihn in Spincourt begraben.

Uns allen aber, die wir mit ihm in der achten Batterie gewesen, in den Kreidezellen der Champagne, im Gefangenenlager von Verdun, uns allen lebt er noch heute. Wir sehen ihn vor uns, Peter, den Braven, und wenn wir die Besten von damals nennen, wird Peter Mette niemals fehlen.

Das aber ist die einfache Geschichte vom Leben und Sterben des Kanoniers Peter Mette aus dem Kreise Rammin in Pommern.

Peter Mette war ein Großer, Starker. Mit blonden Haaren, beinahe unwahrscheinlich blauen Augen und viel Sommerprossen, die von der Stirn über den breiten Nasenrücken das ganze Gesicht bsprenkelten. Er war ein guter Kamerad, fiel niemals auf, nicht im guten, nicht im schlechten, tat seine Pflicht, wie alle von der Acht, und wenn er sein Blatt sprach, wurde es wunderbar heimisch um alle, die ihn hörten, wenn sie ihn auch nur schlecht verstanden, die von Berlin, von Posen, vom Rhein.

Er hatte zwei große rote Hände, der Pommer. Richtig Bauernhände. Hände, die auch das Ruder geführt auf der heimischen Ostsee. Diese beiden Hände aber vor allem sehen wir vor uns, wenn wir an den Peter denken. Wie oft haben wir ihn, wenn er sah, diese beiden Hände flach vor dem Gesicht, daß gerade noch die Augen und der blonde Schopf hervorjagen, und zwischen diesen Händen hielt Peter Mette sein Heiligtum, die Mundharmonika.

Sie war ein schlichtes Instrument, wie man sie für fünfzig Pfennige überall in der Heimat kaufen konnte, wie wir sie selbst als Kind besaßen. Mit weißen Holzquadern, die wie Waben ausluden, zwischen den beiden blühenden Schalen, klein, so klein, daß sie in den Händen Peters fast verschwand.

Wenn er sie aber an die Lippen setzte, so wußte er sie zu spielen. Seine Hände, in deren Tellern das Instrument völlig verschwand, blieben beim Spiel in steter Bewegung, es war wie eine schwere, körperliche Arbeit, wenn Peter Mette Mundharmonika blies, und ich erinnere mich, daß sein gutes Bauerngesicht oftmals schweißbedeckt war, wenn es diese Hände endlich freigab. Peter blies nicht weiter lustvoll, mit großen Unterstimmen, Abwandlungen und Uebergängen. Ich weiß nicht einmal, ob er immer ganz richtig blies. Er war eben ein Naturkind, blies so, wie es ihm ums Herz war. Und wenn abends im Unterstande oder in den Baracken der Ruhestellung das Lied von der teuren Heimat ertönte, dann klang es alle, obgleich die Kameraden bestimmt keine besonders zart Befallenen waren, und wenn Mette die Polka spielte, kribbelte es in den Beinen, und wenn er die Berliner Polka herunterhakte, blühten aller Augen.

Das nun, dieses Mundharmonikaspielen, war Peter Mettes Eigenart, war seine Sonderstellung im Kameradenkreis, hob ihn hinaus über die graue Schar. Und spielte er erst nur im Quartier und Unterstand, spielte er auch bald in der Feuerstellung, am Geschütz. Tief unter der Erde war einmal ein Unterstand. Von uns vorgelunden, lange schon unbenutzt, ziemlich wackelig und nur mit einem einzigen schmalen Schacht. Von allen Seiten schloffen sie, großes, kleines Kaliber, ein Feuerüberfall pflügte sie, und unten in der Erde hockten zwanzig, dreißig Mann in qualvoller Enge. Jeder Einschlag schüttelte durch den Raum, es war zum Ersticken und alle hatten nur einen Gedanken, daß ein Einschlag im Schacht, war das hier das Grab! Keiner sagte einen Ton, jeder wußte des anderen Gedanken und blinzelte nicht in des Kameraden Augen, aus Furcht — da tönte aus einer Ecke die Harmonika, der Präsentiermarsch! Rud-zud, das gab Leben, straffte die Gelenke. Eine Faust schlägt nieder auf das Bohlenholz, schwere Stiefel treten den Boden, rud-zud, das ist der Takt, der Rhythmus, der durch alle geht, sie nimmt, und sie heraushebt aus diesem Loch, irgendwohin in die Weite, wo die dreißig mit ihren Köpfen die Erde stampfen und die Luft um sie schwingt im Brausen des Präsentiermarsches. Man muß ganz Deutsch sein und Soldat dazu, das zu verstehen.

Als nach dem Feuerüberfall aus anderen Bunkern und Schächten überall ein wenig blaue, schmale Menschen auftauchten, quoll aus unserer Grube ein Schwarm Befehlener. Vom Rhythmus Besessener, Befreiter, mit blühenden Augen und roten Backen. Die brüllten den Marsch, schlugen sich in ungeheurer Kraftgefühl die Schultern, stießen die anderen, die Blasen, an — es war, als wollte die königliche Achte direkt nach Paris marschieren, alles niederstampfend, aufrecht durch Tod und Verderben, des alten Königs Wachtparade. Und nächst unseren Nerven war das Peter Mette, der diesen Geist geschaffen.

Aber Peter Mette konnte auch anders. Wenn nächstens die Wachen an den Geschützen lagen und ruhig die Nacht über dem Feinde stand, ganz fern nur ein Schuß verhallte, irgendwo eine Leuchtflut aufstieg, majestätisch hoch im Gemölde dieses endlosen Domes erstarrte und wieder erlosch, dann hockte unser Peter wohl auf der Lafette. Und leise, so leise, daß nur die um ihn hörten und vielleicht noch das rechte und linke Nachbargeschütz, summt seine Harmonika dann die Lieder von der Heimat, von den Frauen, den Kindern. Viele trüb es zu ihm, sie lagerten umher, nur die Funken ihres Tabaks verrieten ihr Sein, und lauschten. Und Peter Mette blies, blies bis zum Morgengrauen, und mancher von denen, die gelauscht, trat hernach zu ihm, drückte ihm die Hand, nahm aus der Tasche eine zerknitterte Zigarette, brach sie in zwei Hälften und gab eine davon dem Peter.

Und so kam auch der Tod an ihn. Die Harmonika zwischen den Händen hockte er beim zweiten Geschütz. Es war Februar 1918. Jede Batterie und Geschütz soundsowas viel Geschosse, lautete der Sparbefehl, es mangelte an Munition, die Geschützrohre waren ausgeleert und das,

was an Munition herantam, schleimte und kreperte zu früh. Drüben aber war der Teufel los. Die Batterie war verpfusht und der Tommy bedeckte sie zu, zwanzig auf einen. Im Schlamm steckten die Geschütze, untätig, nur noch dazu da, getroffen zu werden. Und die Mannschaften ohne Deckung, hungrig, durchfroren, ohne Tabak. Sodte in flachen Mulden, bis das Wasser in die Stiefel drang. Preßte das Gesicht in den Dreck, wenn eine Lage angelegt kam, stumm, wehrlos, größer an Heldennut und Pflichtgefühl als der schneidigste Reiter bei der lebendurchpflügen, mitreißenden Attade. Und wie sie so hockte, die Achte, und wußte, daß es aus war, aus für viele, da spielte Peter Mette sein letztes Stüdelein. Den alten Dessauer ... „so leben wir, so leben wir ...“

Ein Grinsen flog über die Gesicht, trotz Dreck und Granaten. Verflucht ja, so leben wir — einer spuckte aus, einer schlug die Faust in den Dreck, so leben wir, verdammt noch mal, der Mette war ein Kerl. Alle aber summten mit, und wenn der Tod nicht ins Gesicht padte, grinsten und brummte zu Mettes Lieber, dummer Blaserer. War aber über die Verlassenen mit dem Lachen wieder das Leben gekommen und der Mut, da — „... leben wir“, schall brach der Ton ab. Im Heulen der Granaten, im Krachen und Splintern, der seine, dünne Ton stand in der Luft, für Sekunden. Neben mir der Schleifer im Loch schlug ein Kreuz, sah mich an. Und wir beide wußten, wie es um Peter Mette war.

Nach langen zwölf Stunden wurde die Batterie herausgezogen. Ein Geschütz nur, die drei anderen waren zum Teufel, und eine Handvoll Menschen. Unter den Toten war Peter Mette. Und als man ihn begraben wollte, fand sich, daß seine Harmonika nicht da war. Freiwillige vor! Ohne Befehl, ohne Aufforderung, die Batterie ganz unter sich, ging es ans Suchen. Zweien führen noch Splinter in



Zeichnung Krusch

Arme und Bein; im Dreck, neben dem, was einstmal das Richtgerät des zweiten Geschützes gewesen, lag die Harmonika. Die gaben wir dem Toten in die Hand, und dann begruben wir ihn mit den vielen hinten in Spincourt auf dem kleinen Friedhof mit den vielen Kreuzen. Im Februar 1918.

Die Katrin und ihr Mann

Skizze von Heino Rikart

Schwere See fällt her über die Klippen und Untiefen um Dubh Artach. Donnernd wälzt das Meer die Wogen gegen den einsamen Leuchtturm, der ergittert unter dem Anprall der Wassermassen.

Ferne über dem Atlantischen Ozean steigt und zerfällt eine Rauchfahne. Funtsprünge haben bereits festgestellt: Das ist der Kohlendampfer, der herantommt und Lebensmittel, Ersatzmaterial und Hilfsmittel bringt.

Seit acht Tagen ist der Leuchtturmwächter Henrit wieder hier auf dem Posten, ein noch junger Mensch, kaum ein Jahr verheiratet. Seine Frau wartet daheim auf ihn. Und kurz vor seinem Abschied hat es den ersten Witz in dieser Ehe gegeben, die nur Sonne kannte und Glüd.

Langsam steigt der Schornstein des Dampfers am Horizont über das Meer. Das Schiff kämpft schwer gegen Sturm und See, schlingert und stampft.

„Du bist kein Mann“, sagte ihm die Katrin kurz vor dem Abschied grollend, weil er dulbete und zuckte, wie er die Marken auf die schönen, gezeichneten Lippe klabte: „Gepändel!“ Ein halbes Jahr lang war Henrit trant, da kann so etwas eben kommen.

Die See brüllt und der Kohlendampfer ist heran. Die beiden Kollegen stehen unten auf der rund um den Leuchtturm laufenden Plattform, bereit, zuzugreifen, wenn der Kran die Pakete hinüberbringt.

Sturzwellen schlagen über sie hin. Budge, der eine von ihnen, verliert, sich selbstschaffen. Währenddessen sieht Henrit oben an der Morietaste, denn Funtsprünge kommen und gehen an solchen Sturmtagen ohne Unterlaß. Schiffe müssen gewarnt werden.

Da — der Kohlendampfer dreht ab. Es ist unmöglich, die See geht zu hoch, die Gefahr, sich so weit dem Leuchtturm zu nähern, ist zu groß. Und wieder kommt überraschend eine Sturzwelle von ungeahnter Wucht. Die beiden Männer unten klammern sich verzweifelter an das Gelande an, das harte Wasser schlägt ihnen ins Gesicht, reißt und zerrt — und das Element siegt!

Der eine der beiden Männer wird gegen den Turm geschleudert und bleibt hilflos mit gebrochenen Füßen liegen. Der andere ist herangespült worden, steht auf einem Felsen bis zu den Hüften im Wasser und klammert sich an einem Seil fest. Es ist Zufall, daß der junge Hendrit in diesen Augenblicken nach draußen tritt und von oben die Katastrophe beobachtet. Mit hastigen Schritten eilt er die steile Treppe hinab.

Er weiß selbst nicht, wie es ihm gelang, seinen beiden Kameraden zu helfen. Den einen zog er an dem Seil heran. Auch der war verletzt, konnte sich jedoch mühselig den Turm hinaufschleppen. Den anderen nahm Henrit auf die Schultern und leuchtete die enge, schwere Treppe hinan. Und während die beiden Kameraden unter Schmerzen köhnten, telegraphierte Henrit nach London, holte sich von einem Arzt Anweisungen zur Behandlung seiner Kameraden und bat dringend um Hilfe.

Hilfe — ja! Aber der Sturm rast und wird zum Orkan. Mit Wucht wirft er sich gegen den kleinen Turm, der unter diesem Druck zu zerbersten droht. Es wird immer unmöglicher, daß Menschen Zutritt zu dem Leuchtturm von Dubh Artach finden.

Wieder kommt die Nacht und eine halbe Welt richtet ihre Blicke auf das kleine Klippeninsel im Atlantischen Ozean. Noch leuchtet das Licht leuchtend und Richtung der Funkstation, jetzt noch ... und jetzt ... wenn es aber erlöschen wird, wenn es still wird um Dubh Artach, dann wird man wissen, daß der einsame Wächter zusammengebrochen ist in Pflichterfüllung, in letzter Aufopferung.

Und in einem kleinen Fischerhaus an der englischen Westküste sitzt die Katrin. Sie hört schon längst nicht mehr den Orkan, der ums Haus legt und alles fortgerast und einreißt, was nicht festgelegt ist, als solle es für Jahrhunderte halten. Zitternd hat sie die Tage und Nächte gewacht, hat gebetet zu dem mächtigen Gott, der jetzt mit seiner gewaltigen Hand über die Erde hinwegfährt. „Schütze ihn, schütze ihn, erhalte ihn mir, du Großer, Allmächtiger! Du allein hast die Kraft und die Stärke dazu.“

Da fährt ein heller, greller, flammender Blick in die Erde, unmittelbar neben dem Haus. Und dann ist Finsternis, tiefer, schwärzere Finsternis als zuvor. „Alles aus, alles ...“ denkt die Katrin und spürt wild das Herz schlagen. Vater und Großvater hat sie auf See verloren, sie kennt das harte Los der Fischerfrauen. Nun soll sie auch den Mann drangeben ...?

Langsam schwanzt sie ans Fenster. Und als sie dort steht und in die wütende Nacht hinausstarrt, in der der Regen herniederstürzt und vom Winde dazugepeitscht wird, da fühlt sie plötzlich ... keimendes Leben in sich. Neues, junges, erwachendes Leben.

Jetzt glimmt das Feuer des Leuchtturms vier Tage lang. Duster, viel zu spät, grau in grau, steigt der fünfte Tag über den Horizont. Ein Hilfschiff hat den Hafen verlassen, das nicht eher zurückkehren wird, ehe es nicht eine Verbindung mit dem Leuchtturm aufgenommen hat.

Um keine Stunde zu früh trifft das Rettungsschiff ein und erreicht, trotzdem die See noch immer hoch geht, eine Verbindung mit dem Leuchtturm. Die Verletzten werden geborgen, neue frische Leute kommen auf den Posten. Aber Henrit ist zusammengebrochen, neben seinem Kameraden, als er der Helfer anständig wurde. Weiter reichte seine Kraft nicht.

Als das Schiff im Hafen eintrifft, bringt man Henrit, dem Leuchtturmwächter, Dationen dar. Regierung und Schiffsreedereien überreichen Geschenke — aber still und ohne Aufhebens will Henrit in das kleine Fischerdorf, in sein Haus, zu seiner Frau. Hier kriecht er unter das große, weiß und rot karierte Federbett und schläft und schläft. Die Katrin sitzt an seinem Bett und lächelt.

Aber auch hier läßt man ihm keine Ruhe. Das Dörfchen hat seine Honoratioren zusammengelernt und man bringt dem armen Henrit ein Ständchen. Der Herr Gerichtsvollzieher persönlich bläst die Posaune und der Fleischermeister, dessen Forderung es einzutreiben galt, versucht sich höchstselbst an der ersten Trompete. Die Bläser stehen gerade unter dem Schlafzimmersfenster ...

Da aber kommt die Katrin heraus, drohend, mit einer Kreuzwut im Herzen.

„Wollt ihr euch wohl davontrossen, ihr ewigen Störenfriede, Nacht, daß ihr heimkommt oder blaßt im Wirtshaus. Auch Sie, Herr Gerichtsvollzieher. Meint's, ich vergesse auch das Leben der bunten Zeitelchen, dafür, daß ihr ihm jetzt blaßt?“

Und leiser, ganz leise setzt sie hinzu:

„Kommt doch am Sonntag wieder, wenn der Henrit ausgeklappt hat, dann trinkt einen Korn bei uns.“

Natürlich ist der Henrit von dem vielen Krach aufgewacht und sieht der Katrin zerknirsch entgegen. Und als sie nun neben ihm sitzt, sagt er:

„Das hast du fein gemacht, du — ich hält's nimmer fertig bekommen. Ich bin doch kein Mann!“

Da legt die Katrin ihr glühendes Gesicht an sein Ohr und flüstert ein großes Geheimnis. Das Geheimnis — daß er doch Mann war.

„Ob“, sagt er da, „ob, wenn das nur ein Junge wird!“ Dann küßt er sein Weib mitten auf den Mund und ganz unmerklich fallen ihm vor Müdigkeit die Augen wieder zu.

Spielplatz der Jugend

Geländezeichnung auf Landkarten . . .

. . . und ein Spiel für den Heimabend

	Berg mit Wald		Fluss in Nord		Wald		See
	Tal mit Wald		Bach in Nord		Wiese		Teich
	Graben		Bach in Süd		Wiese		Sumpf
	Plateau		Quelle		Waldrand		Sumpf
	Hügel		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf
	Berg		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf
	Berggipfel		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf
	Berggipfel		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf
	Berggipfel		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf
	Berggipfel		Wasserfall		Waldlichtung		Sumpf

Wenn ihr Jungen und Mädchen Geländezeichnungen mitmachen wollt, dann müßt ihr auch imstande sein, eine Skizze des Geländes anzufertigen. Dafür aber gibt es gewisse, allgemeine gültige Bestimmungen, festgelegte Zeichen für Bodenschattungen und technische Einrichtungen, von denen ich euch heute ein paar der wichtigsten vorführe.

Um euch im Gebrauch der Zeichen zu üben, könnt ihr am Heimabend das Kartenspielen als Spiel einführen. Es wird eingehend eine Landschaft beschrieben, beispielsweise: Ein Gebiet von ungefähr zehn Quadratkilometer, das im Süden eben und im Norden ansteigend ist. Im Nordosten liegt ein 800 Meter hoher Berg, von dem ein

Fluß mit drei Bächen nach Südosten fließt. Im Südosten liegt ein ovaler See, an dem ein Dorf mit einer Kirche sich befindet und das von der Eisenbahnlinie berührt wird, die von Norden nach Südosten und dann nach Nordwesten geht, in einer Brücke über den Fluß und mit einem Tunnel durch den Berg führt. Im übrigen liegen im Süden Wälder und Moore. Natürlich kann man von solcher allgemeinen Schilderung viele verschiedene Karten entwerfen, die richtig sind, und es wird nun zu verzeihen sein, wer seine Karte am logischsten zeichnete und sie recht übersichtlich stilisierte. Wer beispielsweise zwei Bäche sich kreuzen läßt und das Dorf an lumpiger Stelle liegen läßt, zeigt damit, daß er noch allerlei zu lernen muß.

Wer hilft beim Waldbrand?

Jeder! Das bestimmt ein Gesetz vom 15. Dezember 1933, wonach bei Forst-, Gras- und Moorbränden alle geeigneten Personen — Kinder zum Beispiel durch Botengänge — zur Hilfeleistung verpflichtet sind. Bis zum Eintreffen der Feuerwehr hat man sich zu bemühen, dem Feuer durch Aufwerfen von Erde oder durch Auslegen Abbruch zu tun.

Raum sind einige Wochen der Wärme und Trockenheit ins Land gegangen, so treffen auch schon die ersten Nachrichten vom Waldverlust durch Feuer ein. Und geht man der Ursache auf die Spur, so stellt sich ungefähr in jedem Falle von hundert heraus, daß Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit schuld an dem ungeheuren Schaden sind, der unser Land jedes Jahr trifft. Nicht nur Millionen gehen jährlich an Sachschaden verloren, oft genug werden auch Menschenleben durch Waldbrände bedroht und nicht mit Unrecht beobachtet der Förster argwöhnisch wandernde

Jugendliche, die am Waldbrand lagern und Reizung haben, ein Feuer anzuzünden. Hier ist es Aufgabe der jungen und jüngsten Führer, sich ihrer Verantwortung bewußt zu sein, durch Erziehung ihrer Mannschaften, durch eigenes Vorbild und Hilfsbereitschaft diesen Schatten auf dem guten Ruf unserer Wandjugend zu beseitigen. Vorsicht mit Feuer draußen ist keine ängstliche, alsjüngferliche Angelegenheit, sondern nur Achtgeben auf ein Volksgut von unschätzbarem Wert. Es ist nur zu leicht, verschwenderisch zu sein mit dem, das einem nicht gehört — aber auch dir gehört der Wald, du liebst ihn, du brauchst ihn ja!

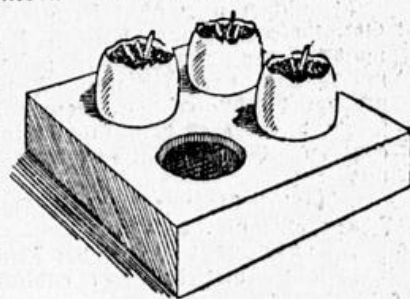
Ist das Unheil einmal geschehen, dann bleibt nur übrig, nach bestem Ermessen zu helfen. Davonlaufen, verschweigen, ablenken — das tun nur Feiglinge, und sie richten gerade dadurch das meiste Unheil an. Breitet sich das Feuer aus, trotzdem man Sand, Erde oder Decken fest daraufwirft oder es mit Laubzweigen auslegt (nicht ausschlagen!), so ziehe man einen Abwehrgraben in der Windrichtung, der natürlich nicht tief, sondern nur breit zu sein hat, da er das Überspringen des Feuers auf weiteres Gebiet verhindern soll und den Lauf des Feuers aus Nahrungsmangel abschneidet. Beim geringsten Verdacht von Gefahr aber ist ein Kammerad zur nächsten Ansiedlung oder zum Förster zu schicken.

Allerlei Basteln . . .

Eierschalen als Blumentöpfe.

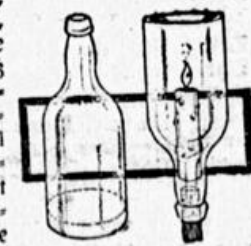
Schon jetzt können wir einen kleinen Schmuck für den Ostertisch vorbereiten, der sich nachher praktisch auswerten läßt. In halbe Eierschalen füllt man gute Gartenerde und tut in jede ein Samen Korn — Blumen, Salat, je nachdem, was man sich auf sein Beet wünscht.

Auf ein Eierbrett und in die Sonne gesetzt, fangen die Keime bald an zu treiben und bieten einen reizenden Anblick mit ihren frischen Pflänzchen in dem appetitlichen Blumentopf. Wird das Eierbrett hübsch bunt gezeichnet, so könnt ihr es zur Zierde auf den Ostertisch stellen, dann aber müßt ihr die Pflänzchen bald in den Garten bringen, da sie in der Eierschale nicht genügend Nahrung haben.



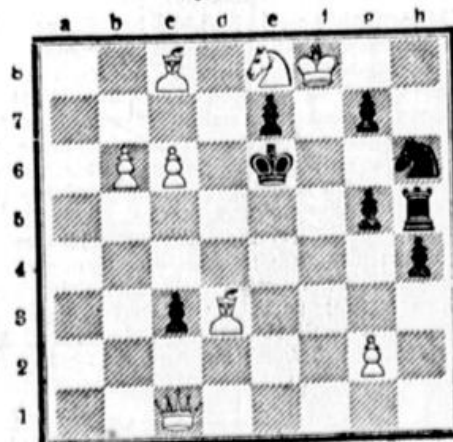
Die alte Flasche als Laterne.

Ein hübsches Windlicht stellt man sich mit Leichtigkeit für das sommerliche Leben im Lager her. Man braucht dazu nur von einer Flasche den Boden zu entfernen, sie unten fest zuzuspiegeln und eine Kerze hineinzuflicken. Kein Wind kann sie ausblasen, keine Talsiedele verberben das Zelt, die Feuergefahr ist gering. Wie man den Boden entfernt, ohne daß das Glas häßliche Sprünge aufweist? Wir machen das als Kinder so: Die Flasche wurde mit Öl gefüllt, dann zugestopft und umgedreht und nun fuhr man mit einem glühend gemachten Schürhaken schnell um die Flasche herum, und zwar dort, wo das Öl aufhörte. Es gibt dann einen Knack und sauber ist der Teil der Flasche abgeprengt, der über dem Rande des Oles liegt.



Schachaufgabe

Netze



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 16 Figuren.
Weiß: (8 Figuren) König f8, Dame e1, Läufer e8, d3, Springer e8, Bauer b6, c6, g2.
Schwarz: (8 Figuren) König e6, Turm h5, Springer h6, Bauer e3, e7, g3, g7, h4.

Verkehrssignale.

Durch Untersuchungen an Rehtaufenden von Männern und Frauen ist festgestellt worden, daß mehr als 4 Prozent der Männer und nur etwa 0,4 Prozent der Frauen farbenblind sind. In der Mehrzahl aller Fälle handelt es sich um grün-rot-Blindheit. Viel seltener ist die gelb-blau-Blindheit. Absolute Farbenblindheit, d. h. Blindheit für die genannten vier Farben, findet man nur in Einzelfällen.

Die Verkehrssignale in den Straßen haben drei Lampen, eine rote, eine gelbe und eine grüne. Da etwa jeder 25. Mann farbenblind ist, müßte man versuchen, Farbenzusammenstellungen zu finden, die der Mehrzahl der Farbenblinden die Möglichkeit der Unterscheidung der Signale geben. Die grünen und roten Lampen sind also verhältnismäßig unpassend, weil sie für die überwiegende Mehrzahl der Farbenblinden nicht zu unterscheiden

sind. Die Verwendung der beiden Signale gelb und blau ist nicht möglich, weil die gelbe Lampe an sich als dritte Signallampe benötigt wird.

Wie könnte man die bekannten Signaleinrichtungen so ändern, daß sie auch für die Mehrzahl der Farbenblinden zu unterscheiden wären? Dies ist nicht nur für die Automobilisten, sondern auch für die Fußgänger bedeutungsvoll, da durch Farbenblinde schon häufig Verkehrsunfälle verursacht wurden.

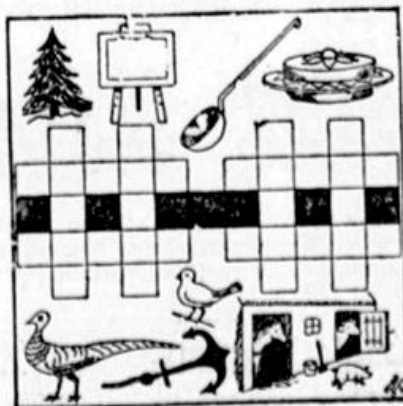
Geographisches Silberrätsel

an — au — be — ber — berg — bir — bo — chor — ci — den — der — di — do — el — eins — feid — gen — go — gol — hals — horn — il — ten — fer — tow — lem — lub — men — nach — naf — ne — ne — nus — ra — ran — sans — sau — see — sit — son — sou — til — u — u — ut — ze.

Aus vorstehenden 47 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort aus Goethes „Faust“ (1. Teil) ergeben. (Jed. ein Buchstabe.)

1. Stadt in Mecklenburg
2. italienische Provinz
3. Stadt im ehem. Westpreußen
4. Stadt in Litauen
5. Stadt am Rhein
6. Planet
7. größter deutscher See
8. Spielzeugstadt in Thüringen
9. Stadt in Ostpreußen
10. Stadt in Schlesien
11. Fluß in der Mark
12. Lustschloß Friedrichs d. Gr.
13. Gouvernement und Stadt in Rußland
14. Bad in Thüringen
15. Stadt in der Rheinprovinz
16. ehem. deutsches Fürstentum
17. Stadt a. d. Rur im Niederrhein
18. ehem. deutsches Herzogtum

Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Näher zur Erde und doch fester

Die Erde beschreibt während eines Jahres eine ungeheure Ellipse um die Sonne. Am Verlaufe dieser Bewegung nähert sie sich im Dezember um volle 5 000 000 Kilometer dem Glühball. Trotzdem wird es bei uns kalt und Winter! Im Weiteren vergrößert sie bis zum Juni ihren Abstand, so daß sie nun um die gleichen 5 000 000 Kilometer weiter von der Sonne entfernt ist, als sonst. Dennoch wird es bei uns heiß und Sommer. Warum ist es nicht umgekehrt? Man sollte doch meinen, daß gerade bei Sonnennähe Sommer und bei Sonnenferne Winter sein müßte.

Ausführungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe
Lösung: Dame b6 — a6.
1) . . . K e3 x b3; 2) D a6 x b3 f; K b3 — c3; 3) D b3 — c4 matt.

- 1) . . . b2; 2) . . . K b3 — a2;
- 3) D b3 — b2 matt.
- 1) . . . K e3 — d4; 2) L e1 — b2 f; K d4 x e3; 3) D a5 — b5 matt.
- 1) . . . d4; 2) . . . K d4 x e3;
- 3) D a5 — d5 matt.
- 1) . . . K e5 — b4; 2) L e1 — b2; K b4 x e3; 3) D a5 — d5 matt.
- 1) . . . K . . . 2) . . . K b4 x b3;
- 3) D a5 — a3 matt.
- 1) 2) . . . h5 — h4;
- 3) D a5 — a3 matt.
- 1) . . . b5 — b4; 2) D a6 — c4 matt.

Nähret mit Hindernissen.

Die Hausfrau hatte das elektrische Bügelbrett mit dem Handgriff nach unten auf den Gasbrenner gestellt, so daß es nicht umfallen konnte. Die heiße Platte des Bügelbrettes reichte vollkommen aus, um das Eisen fertigzustellen.

Silberrätsel.

1. Bauer, 2. Eimer, 3. Busch, 4. Fön, 5. Tod, 6. Foulon, 7. Mies, 8. Fied, 9. Mies, 10. Fied, 11. Mies, 12. Fied, 13. Fied, 14. Fied, 15. Fied, 16. Fied, 17. Fied, 18. Fied, 19. Fied, 20. Fied, 21. Fied, 22. Fied, 23. Fied, 24. Fied, 25. Fied, 26. Fied, 27. Fied, 28. Fied, 29. Fied, 30. Fied, 31. Fied, 32. Fied, 33. Fied, 34. Fied, 35. Fied, 36. Fied, 37. Fied, 38. Fied, 39. Fied, 40. Fied, 41. Fied, 42. Fied, 43. Fied, 44. Fied, 45. Fied, 46. Fied, 47. Fied, 48. Fied, 49. Fied, 50. Fied, 51. Fied, 52. Fied, 53. Fied, 54. Fied, 55. Fied, 56. Fied, 57. Fied, 58. Fied, 59. Fied, 60. Fied, 61. Fied, 62. Fied, 63. Fied, 64. Fied, 65. Fied, 66. Fied, 67. Fied, 68. Fied, 69. Fied, 70. Fied, 71. Fied, 72. Fied, 73. Fied, 74. Fied, 75. Fied, 76. Fied, 77. Fied, 78. Fied, 79. Fied, 80. Fied, 81. Fied, 82. Fied, 83. Fied, 84. Fied, 85. Fied, 86. Fied, 87. Fied, 88. Fied, 89. Fied, 90. Fied, 91. Fied, 92. Fied, 93. Fied, 94. Fied, 95. Fied, 96. Fied, 97. Fied, 98. Fied, 99. Fied, 100. Fied.

Kreuzworträtsel

a) Von links nach rechts:
1. Porzellan, 9. Neue, 10. Aera, 11. Tsch, 12. Aes, 13. fest, 14. Vase, 15. Eaba, 16. Adel, 22. Saar, 23. Tula, 24. Oria, 25. Egan, 26. Reglement.
b) Von oben nach unten: 1. Professor, 2. Ose, 3. Ruh, 4. Reit, 5. Laib, 6. Vena, 7. Ares, 8. Nafentant, 16. Aare, 17. Vasa, 18. Arai, 19. Atem, 20. Dufe, 21. Eian.

Sund und Sase

5mal zwei Fünftel Meter — 38 Meter: 70 mal 60 Zentimeter — 42 Meter. In einer Minute nimmt der Hund dem Faser 4 Meter Vorprung ab 30 Sekunden — 19 Meter beim Faser. Diese 19 Meter sind abgenommen nach 19:4 Minuten — 4/4 Minuten.

Da kann man gar nichts machen

In einer kleinen Gemeinde unweit von Chemnitz hängt in der Schulstube eine Kopie von den bekannten Engelsköpfen der Raffaelschen Madonna. Eines Tages kam der Schutrat aus Kelpzig.

„Sehr schön, Herr Kollege“, nickte er wohlgefällig, „dass Sie durch dieses Bild bei den Kindern den Sinn für die Kunst zu erwecken suchen.“

Da aber antwortete der Lehrer: „Wissen Sie, Herr Schutrat, das Bildchen habe ich gekauft und hingehängt, damit die Kleinen sehen, wie hässlich es aussieht, wenn sie sich auf die Bänke aufklammern.“

Die Sache hat sich in Wien ereignet. Der alte Ganglberger bestellte eines Tages bei einem Wiener Tischler eine Gehschule für seinen Jungen. Nach acht Tagen kam er zum Tischler:

„Ist die Gehschule jetzt fertig?“

„Sofort — gleich werden wir's haben“, sagte der Tischler.

Einen Monat später ging der alte Ganglberger wieder zu dem Tischler: „Ist die Gehschule jetzt fertig?“

„Sofort — gleich werden wir's haben.“

Ein Vierteljahr später war die Gehschule immer noch nicht fertig. Der Vater Ganglberger vergaß darauf, sein Junge wuchs heran, heiratete eines Tages und wurde bald darauf Vater. Jetzt entsann sich der Großvater Ganglberger der Gehschule, die er einst dem Tischler in Auftrag gegeben. Er ging also wieder zu ihm und sagte:

„Ich bestellte vor zwanzig Jahren bei Ihnen eine Gehschule?“

„Ich weiß es“, brummte der Tischler.

„Ist sie vielleicht jetzt endlich fertig geworden?“

Da aber warf der Tischler wütend den Hobel hin und schimpfte: „Bestellens' Jünnere Gehschulen, was wollen — hegen laß i mi net!“

Wörtlich genommen.

Alex: „Onkel Josef, zeige mir mal deinen Floh!“

Onkel: „Aber, Alex, ich habe doch keinen Floh.“

Alex: „Doch, Mutter sagte ja neulich, Tante Amanda hätte dir einen Floh ins Ohr gesetzt.“

Vorsorglich.

„Menschenkind, was hast du denn da für eine enge Korridortür? Das ist ja das reinste Mausloch!“

„Fein, was? Eigene Erfindung! Damit mir der Geruchsvollzieher keine Möbel fortzuschleppen kann.“

Frau Neureich verlangt ein modernes Buch. „Wünschen Sie etwas Leichtes, gnädige Frau?“, fragt sie der Verkäufer. „Nicht nötig“, erwidert diese, „ich habe ja meinen Wagen bei mir.“

Erlebnisse des Alltags



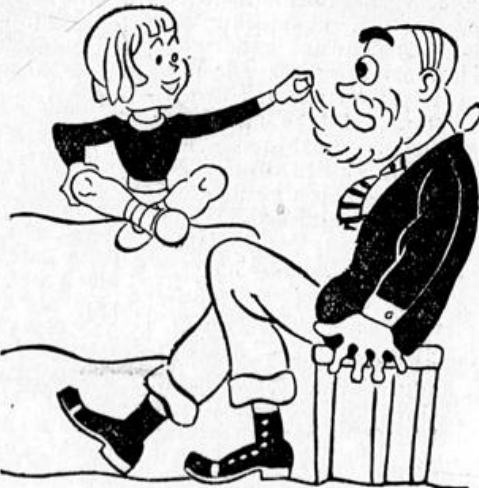
Runde: „Bitte die Haare laden!“

Friseur: „Gerne, mein Herr, ich werde sie laden — aber ich bezweifle, daß sie kommen.“

„Was, Sie haben die Tür aufgebrochen?“

„Ja, Kinderstube!“

„Bitte, dann gehen Sie doch in die Speisekammer und machen Sie die Sardinendbüchse auf!“



„Nicht wahr, Onkelchen, wenn du da bist, wo hast dich immer hinversteckt, schickst du mir fleißig Briefmarken?“

„Wo wünscht mich denn Vati hin?“

„Ins Pfefferland!“



„Liebling, ich hatte vergessen, ob wir geküßelt haben, bevor wir heute verabredet waren, aber ich wußte ja, du würdest warten.“



Die Schlagfertigen

Ein junger Mensch, der — wie man so zu sagen pflegt — nicht auf den Mund gefallen war, stieg eines Tages in den Straßenwagen der Prüfungskommission, nahm den flotten Jüngling strenger als die anderen, weil er sein Wissen im Lateinischen und Französischen, in Geschichte und Literatur außerordentlich lückenlos fand. „Nennen Sie mir, bitte, ein einziges Fach, in welchem Sie irgend etwas wissen!“ rief der Professor schließlich erbost.

„Chinesisch“, antwortete der Prüfling.

„So?“ sagte sogleich der Professor, „was heißt denn Gel auf Chinesisch?“

„Gel“, gab der Jüngling prompt zur Antwort, und da der Professor der chinesischen Sprache nicht mächtig war und keinen Gegenbeweis erbringen konnte, blieb ihm nichts weiter übrig, als seinen maßlosen Arger hinunterzuschlucken. Der Vorsitzende der Prüfungskommission aber gab dem Prüfling wegen seiner Schlagfertigkeit die Zensur: „Bestanden!“

Seine Auffassung.

Mutter: „Gestern lagen zwei Äpfel hier im Schrank, Fritz, und jetzt ist nur einer da. Wie kommt das?“

Fritz: „Ach, Mutter, es war so dunkel, da habe ich den andern nicht gesehen.“

Er geht der Sache auf den Grund.

Fritz (der Älteste der Familie, bei Tisch): „Warum gibst du Mimi immer vor mir, Mutter?“

Mutter: „Weil die Damen immer zuerst kommen, mein Junge.“

Fritz (triumphierend): „Warum bin ich denn aber vor Mimi geboren?“

Zuführung.

Vortragender: „... Auch unter den Frauen gibt es nicht wenige Rechen- genies ...“

Zuhörerin: „Das ist wahr. Als meine Freundin vierzehn Jahre alt war, sagte sie, sie sei fleischlos; als sie dreizehnjährig war, wollte sie durchaus zwanzig sein; seitdem sie verheiratet ist, stimmt ihre Rechnung wieder mit meiner überein.“

Bonnettsproffen hat etwas mit dem Fleischer von gegenüber. Eines Tages findet Bonnettsproffen einen toten Hund. Sofort trägt er ihn zum Fleischer. Beim Fleischer ist Hochbetrieb.

„Sie wünschen?“, fragt der Fleischer.

„Nicht, ich will nur den toten Hund aus der Tasche und sagt laut: „Eine Empfehlung von meinem Meister, und ich bringe Ihnen hier von der heutigen Lieferung den achten Hund. Die restlichen zwölf werden in einer Stunde geliefert.“

Wald Feld und Heide

Der Jäger und seine Waffe

Grundlegendste Kenntnisse.

Die Waffe des Jägers von heute ist fast ausschließlich die Feuerwaffe, die in Aus- führung und Geschoswirkung jeweils dem bejagten Wild angepasst sein muß. Zum größten Teil bestehen über die Verwendung der einzelnen Feuerwaffen gegenüber dem bejagten Wild genaue Vorschriften. Fallen und Erßen werden nur zum Fang einzelner Wildarten verwendet, auch hierüber be- stehen genaue Vorschriften. Girschfänger, Laufjäger usw. benutzt der Jäger von heute nur zum Abfangen von starkem Schalenwild und nennt diese Waffen „kalte Waffen“.

Für Niederwild (Hasen, Fledermaus usw.) bedarf der Jäger des Schrotflusses, weil die Augen solch kleines bewegliches Wild gar zu leicht fehlen würde und ein Schrot- form Wirkung genug hat, es zu erledigen. Zum Schrotfluß sind nur glattebohrte Läufe zu verwenden, das Kaliber richtet sich nach der Größe des bejagten Wildes. Im allgemeinen nimmt man doppelläufige Flinten (das Gewehr mit Schrotfluß nennt man Flinte im Gegensatz zur Büchse, die mit dem Einzelgeschos geladen wird). Alles Schalenwild wird mit der Büchse erledigt. Neben einfäufigen, Revolver- und Doppel- büchsen verwendet man auch die Doppel- flinte, die je einen Schrot- und gezogenen Büchsenlauf hat. Der Drilling weist meist zwei Schrotläufe und einen Büchsenlauf auf, der dann zweifach mehrschüssig ist.

Revolver und Selbstladepistolen werden dem Jäger gute Dienste zur Abgabe von Panzerschüssen und zum Abwehrkampf gegen Wilderer leisten.

Signale im grünen Wald ...

Für und gegen das Jagdhornblasen.

Das Jagdhornblasen ist in letzter Zeit wieder in Aufnahme gekommen, ansehn- lich deshalb, weil man heute mehr als früher geneigt ist, die alten Traditionen zu schätzen und ihnen einen neuen Sinn zu geben.

Das Blasen der Signale, deren man un- gefähr einige zwanzig bis dreißig zu be- denken hat, wenn man ungefähr aus- kommen will, ist gar nicht so schwer zu er- lernen, die Melodie dieser ansehnlichen Rufe ist uralt und gehört mit zu den wich- tigen Bestimmern unserer Musik, wenn sie auch noch nicht allgemein ihrem Wert nach geachtet werden. Es liegt schon ein Stück herzerfrischender Poesie in diesen Signalen, die über das Feld und durch den Wald hallen, die die Jäger sammeln und von den Vorgängen der Jagd Kunde geben.

Gegen das Jagdhornblasen wird viel- fach eingewendet, daß es nur Neunrübi- gung ins Revier trage, das Wild vergräme und die Jagd beeinträchtige. Das mag für kleine Reviere zutreffen, die von mehreren Jägern begangen werden. Ein großes Revier wird das Signalblasen schon ver- tragen können; natürlich wird man nur blasen, wenn es wirklich angebracht ist. Bei

Drückjagden beispielsweise, beim Anspir- schen usw. wird man es bleiben lassen.

Schnepfenjagd in Kurland

Eine eigenartige Methode bei der Schnepfenjagd verfolgt man in Kurland, wo man sie „heranrücken“ hat. Es werden zur Zeit des Schnepfenfluges in den Abend- stunden leichte Bodenfeuer entzündet, die der Schnepfe den Glauben beibringen sollen, hier steige Nebel auf, der Boden sei sum- pfig, strichgerade steuern die Schnepfen auf die zarten Rauchwölkchen zu und werden mit Leichtglut abgeheftet. Allerdings, erfahrene Jäger verzichten auf das Heran- rücken und wissen, daß sie sich rechtzeitig über die beliebigen Zugstrahlen durch das Revier nur zu orientieren brauchen, um eine Stellung zu finden, die ihnen gestattet, häufig und gut zu Schuß zu kommen.

Ginsler als Wildfänger

Die Frage der natürlichen Wildfütte- rung ist immer noch nicht befriedigend ge- löst. Der Ginsler zum Beispiel, der nun und Nainen leuchten läßt, wäre eine ideale Fütterung durch den ganzen Winter, wenn nur der Jäger rechtzeitig daran denken würde, ihn anzufüttern.

Ginsler ist mit jedem Boden zufrieden, gedeiht in Sand, zwischen Steinen, läßt sich durch Frost nicht verdrängen und übersteht jede Trockenheit. Im Herbst, sowie die

Schoten ausgereift sind, ist der Same ein- zusammeln. Man achte darauf, daß man nur Schoten von solchen Stauden nimmt, die starke Aftungsmerkmale des Wildes tragen. Die eingesammelten Früchte läßt man den Winter über in ihren Schalen, bewahrt sie trocken auf und füttert sie im Frühjahr aus. Es ist leicht möglich, daß die sehr harten Samen nicht gleich im ersten Jahr auf- gehen, da sie sich durch große Härte aus- zeichnen und zum Keimen viel Feuchtigkeit und Wärme brauchen. Der Boden, der Ginsler trägt, verbessert sich wie alle Erde, die Schmetterlingsabfälle gedeihen läßt, da diese Arten bekanntlich den Stickstoff der Luft aufnehmen und dem Boden zuführen.

Fremdlinge aus Nordamerika

Fünfundfünfzig Jahre ist es her, seit die ersten Versuche unternommen wurden, wildes Trutwild in freier deutscher Wild- bahn zu beheimaten. Die Herzoglich Nati- onale Forstverwaltung Grafenegg war es, die 1880 die ersten Branzpüter aus- setzte und solchen Erfolg damit hatte, daß an zahlreiche Reviere in Deutschland und Österreich Zuchtputer abgegeben werden konnten. Überall, wo man versuchte, das Trutwild heimisch zu machen — u. a. auf dem Gute Gänsefähr in Anhalt — ver- mebrte es sich ausgiebig. Nur in großen zusammenhängenden Eigenrevieren konnte man wildes Trutwild beibehalten. Es wird sich überall da wohl fühlen, wo auch der Fasan sich ohne weitere Fütterung und Pflege hält. Durch Verilgung von In- sekten, Weichtieren und sogar Mäusen kann das Trutwild Nutzen stiften.